



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B

995,404

VICTOR OTTMANN

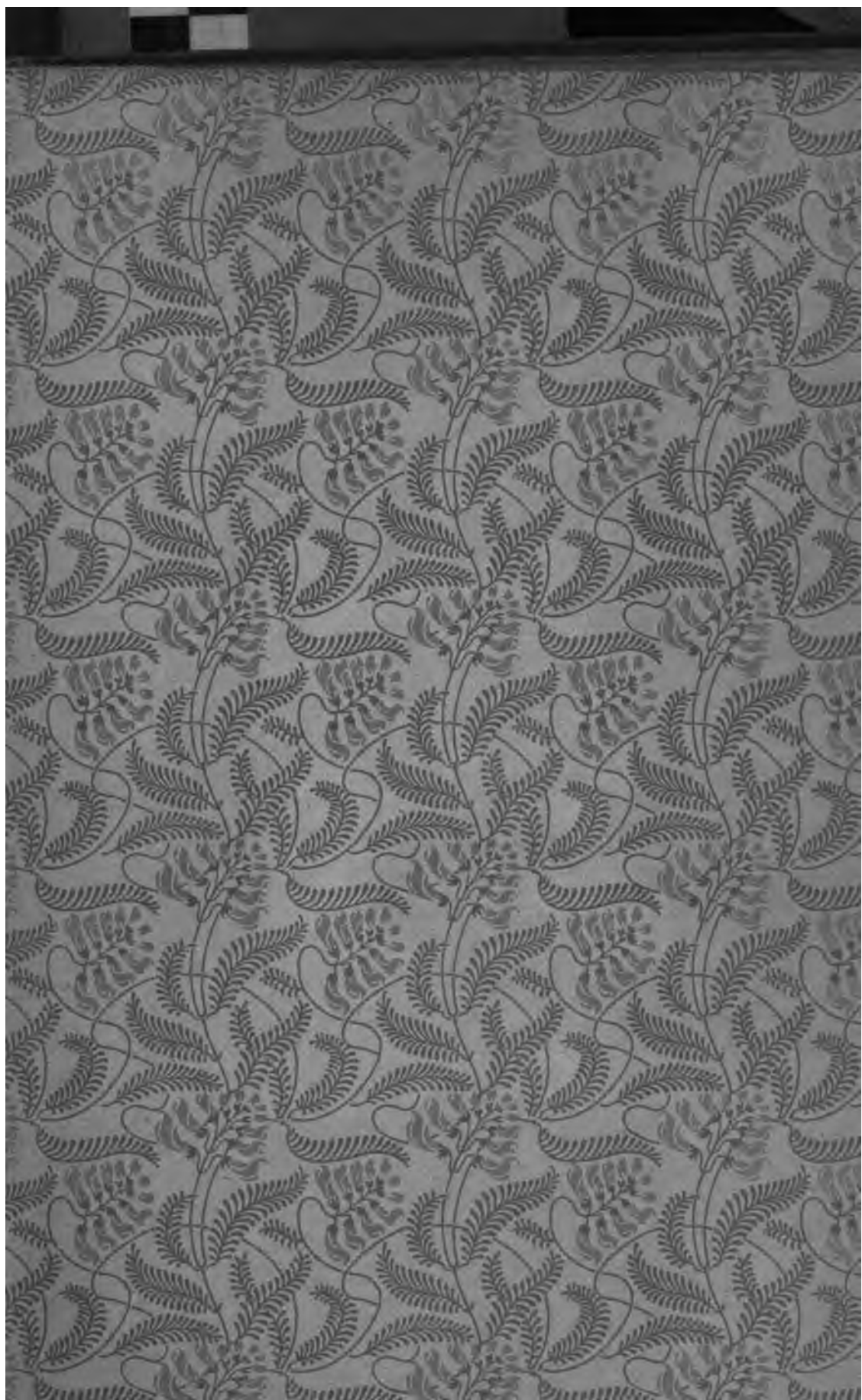
JAKOB CASANOVA

VON SEINGALT

H31



—





PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*
1817

ARTES SCIENTIA VERITAS

Dez. 1918



**Gedruckt in Eintausend Exemplaren auf Kosten der
Gesellschaft der Bibliophilen für ihre Mitglieder.**

**Einbandschmuck, Ex-libris und Signet entworfen von
Herm. R. C. Hirzel.**

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.



**Altera nunc rerum facies, me quero, nec adsum
Non sum qui fueram non putor esse: fui.**

**JACQUES CASANOVA DE SEINGALT
im Alter von 63 Jahren.**

Vorstechl. H. Martz & S. München

Jakob Casanova

von Seingalt

Sein Leben und seine Werke

**Nebst Casanovas Tragikomödie
Das Polemoskop**

Von

Victor Ottmann



av 2109

STUTTGART

1900

Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen



858
C340
092



Director
Fiedemann
5.12.1911
87260

Diese kleine Studie knüpft an einige Aufsätze an, die ich in den letzten Jahren hier und dort veröffentlicht habe. Weit davon entfernt, das Thema erschöpfend zu behandeln, möchte sie nur den Bücherfreunden, die sich mit einem interessanten Kapitel der Abenteuerlitteratur des achtzehnten Jahrhunderts befassen wollen, ein paar zum Teil aus den Quellen geschöpfte Orientierungsmittel an die Hand geben und so eine Ergänzung zu F. W. Bartholds gelehrter, aber durch neuere Forschungen lückenhaft gewordener Untersuchung: »Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren« (2 Bände, Berlin, 1846) bilden. Die von mir aufgestellte Bibliographie der Casanovaschen Schriften dürfte nahezu vollständig sein. Dem am Schlusse beigefügten, nach fast einhundertundzehn Jahren aus dem Dunkel des Archivs ans Licht gebrachten Drama Casanovas wird man als einem litterarischen Kuriosum nicht die Teilnahme versagen.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, den Förderern meiner Arbeit, besonders dem Herrn Grafen Georg Waldstein in Dux, der mir Casanovas Handschriften in lebenswürdiger Weise zugänglich machte, auch an dieser Stelle meine aufrichtige Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen.

V. O.

I

Casanovas Leben

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, liess ich fahren,
Was mir entwischte, liess ich ziehn.

Faust.

Seltsam spielte das Schicksal, das eine geniale Natur Einleitung.
steuerlos auf die Wogen eines wildbewegten Lebens
hinauswies und sie Geist und Kraft, beide so gross,
dass sie bei strengerer Selbstzucht zum Besten befähigt
gewesen wären, in tausend Nichtigkeiten versprühen,
einen für die Stube des Gelehrten, für das Schlachtfeld
oder den Diplomatentisch prädestinierten Mann seinen
Ruhm in Alkoven, an Spielbänken, in gewagten Speku-
lationen, in Händeln und auf den Hintertreppen der
Politik suchen liess, bis er, gealtert und von der grossen
Welt abgeschieden, im Niederschreiben der reichen Fülle
seiner Beobachtungen und Einfälle Zerstreuung suchte.

Eine widerspruchsvolle, aber trotz seiner Fehler und
Verirrungen anziehende Persönlichkeit tritt uns in dem
Menschen und Schriftsteller Casanova entgegen. Un-
bestreitbar geht ein grosser Zug durch dieses Leben,
das zwar keine Früchte für die Allgemeinheit trägt,
aber mit Entwürfen und Plänen von grosser Kühnheit
und mit Begebenheiten, die weit ausserhalb der Kreise
des Gewöhnlichen stehen, den Beschauer fesselt. In
litterarischer wie menschlicher Hinsicht bietet das Lebens-
gemälde, wie es Casanova in seinen Memoiren mit
breitem Pinsel entwirft, Bedeutendes. Dieses Behagen,
diese leicht ironische, mit attischem Salz gewürzte
Heiterkeit und Anmut, womit er Menschen und Dinge
von oben herab betrachtet, die naive Art und Weise,
wie er das alles erzählt, sich immer in den Mittel-
punkt der Handlung stellt und Personen und Ereig-
nisse um sich gruppiert, hat etwas so Anziehendes, dass
man ihm auch den oft vordringlichen Cynismus verzeiht.

Er hat das echt »Beschauliche«, wie es in reineren und menschlich schöneren Formen den feinsten Zug in Goethes Persönlichkeit bildet: die Gabe, sich gewissermassen ausserhalb seines Ichs zu begeben, von einer höheren Warte aus auf das Leben zu blicken und seinen Lauf, sei er wie er wolle, gut oder schlimm, als eine im Schicksalsbuche gezogene Linie zu betrachten. Zu dieser fatalistischen Objektivität gesellen sich bei dem Italiener das robuste Gewissen eines Conquistadore und die Schalksnarrenlaune eines Eulenspiegels. Die moralisierenden Raisonnements, in denen er sich so gern ergeht, sind all den unzähligen Memoirenschreibern des achtzehnten Jahrhunderts ebenso eigentümlich wie die selbstgefällige Breite, womit alle minder wichtigen Erlebnisse berichtet werden. »Reisend zu beobachten, Memoiren zu schreiben, mit aller Welt Briefwechsel zu unterhalten und ihn herauszugeben, Selbstbiographien mit anekdotenartiger Heranziehung gleichzeitiger Dinge zu verfassen, war in dem Grade eine Mode des Jahrhunderts geworden, dass man bei einigem Geschick und litterarischer Spürkraft auch weniger bedeutende Personen jener Tage während ihrer ganzen Bahn fast polizeilich im Auge behalten kann, ohne gerade die französischen Zeitungen, die Leidener, den Reichspostreiter, die Fremdenlisten und Gerichtsakten zu Hilfe zu rufen« (Barthold). Aber Casanova wird trotz aller Breite niemals banal, wie er auch völlig unberührt ist von der erlogenen Sentimentalität, die zum guten Ton der Memoirenlitteratur seiner Zeit gehörte. Eine gewisse Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks wird man ihm, dem Italiener, nicht zu sehr verübeln, denn es gehört zu den litterarischen Traditionen, dass der Romane »Thränen vergiesst«, wenn er in Wirklichkeit etwas bewegt ist.

Casanovas Memoiren und andere Werke stellen sich nicht nur als das Spiegelbild eines originellen Menschen, sondern, was ihnen erhöhten Wert verleiht, als das getreue Abbild des achtzehnten Jahrhunderts dar; sie pulsieren von dramatischem Leben, atmen Witz und Satire, berühren tausend Seiten der menschlichen Komödie, geben eine fast unübersehbare Fülle kulturgeschichtlicher Daten

und führen eine lange, bunte Reihe von Gestalten vor. Sie sind ein glänzendes Charaktergemälde des Abenteurers grossen Stils, wie ihn nur das achtzehnte Jahrhundert gedeihen lassen konnte.

»Abenteuerlichkeit — schreibt Johannes Scherr in „Katharina die Zweite“ — ist der Charakter des 18. Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegensätze und Widersprüche, wie keine andere Epoche es aufzuweisen hat. Ein fieberhaftes Tasten und Hasten und Experimentieren, ein Auflockern aller sozialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen, und daneben wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemischen Witzen Prinzen und Marquis, Duchessen und Comtessen die Absetzung Gottes dekretieren, aber zugleich vor der Büste des »göttlichen« Cagliostro Weihrauch verbrennen . . . In Erschöpfung schmachvoller Gentisse bis zur Mühlsteinhärte blasiierte Herzen, aber auch Herzen voll weichster Schwärmerei und von edelster Inspiration schwellende Gemüter. Das tumultuarische Vorwärtsdrängen einer zwischen Kontrasten schwankenden Gesellschaft, die aus der genialen Lüderlichkeit in die Sentimentalität, von dieser zur Begeisterung und zu hochfliegenden Hoffnungen getrieben wird, bis mit vulkanischem Getöse der Krater einer furchtbaren Umwälzung vor ihr aufklafft und sie verschlingt.«

Der auffälligste Zug der Abenteurer jener Zeit ist ihre unermüdliche Geschäftigkeit; sie wollen überall dabei sein, überall mit Rat und That eingreifen, damit hängt ihre Rastlosigkeit zusammen, dieses Ahasverus-Wandern durch alle Länder. Sie ziehen an allen damaligen Hauptplätzen Europas umher: Venedig, Paris, London, Haag, Augsburg, Wien, Petersburg u. s. w., und man muss sich die Umstände und Beschwerden des Reisens zu ihrer Zeit vor Augen halten, um ihre Strapazen zu ermessen. Sie unterhalten überall wichtige Beziehungen, bringen Nachrichten und empfangen solche und werden wegen ihrer weltmännischen Routine häufig zu gelegentlichen Missionen benützt. Sie sind in alle Kapitel der Skandal-

Die Abenteurer des 18. Jahrh.

chronik eingeweiht, kennen die geheimen Fäden, die manchen glänzenden Helden mit weniger glänzenden Punkten verbinden, und verstehen sich darauf, diese Kenntnisse zu ihrem Vorteil zu verwerten. Ihre ökonomischen Verhältnisse entziehen sich jeder Kontrolle und machen in schnellem Wechsel alle Phasen durch vom fürstlichen Glanz bis zur Bettelarmut, aber immer wieder wissen sie hoch zu kommen und ihre Taschen zu füllen. Sie sind fast alle Spieler, spielen mit kalter Berechnung und finden an allen grösseren Plätzen Gelegenheit, ihrer Neigung zu frönen. Sie sind *bons garçons*, werden überall gut aufgenommen und halten auf Kameradschaft, geraten aber, leicht verletzt, schnell in Händel und wissen ihre Waffen zu führen. Ihre stärksten Helfer sind die Frauen. Wie das Licht die Motten, zieht sie der Aventureur an, schon der voraneilende Ruf seiner vielen Triumphe wirkt wie Haschisch auf Kammerzofen und Marquisen; selbst ein Cagliostro, nach zeitgenössischen Berichten und Bildern ein höchst unsympathischer, fast hässlicher Mensch, übt einen faszinierenden Einfluss auf das weibliche Geschlecht aus. Sie wissen sich allen Verhältnissen und Situationen mit Witz und Schlagfertigkeit anzuschmiegen, beherrschen die Hauptsprachen, diskutieren mit den Abbés über geistliche Fragen, bramarbasieren mit den Offizieren, tauschen mit den Aufklärungsstutzern Sarkasmen und Blasphemien aus, ergöhen sich mit den Modephilosophen in Sophistereien, streiten sich mit gelehrten Pedanten über alte Autoren, politisieren mit fragwürdigen Diplomaten, witzeln mit den Witzigen und weinen mit den Rührseligen — kurz, sitzen in allen Sätteln der gesellschaftlichen Konversation fest und entzücken durch ihre mysteriöse Ueberlegenheit. Sie haben ein verblüffendes Talent, im Handumdrehen grosse Summen herbeizuschaffen; so konnte der famose Graf Saint-Germain einst, als er in einer kleinen Stadt Italiens wegen eines unbezahlten Wechsels verhaftet werden sollte, sogleich über hunderttausend Franken in guten Papieren besorgen. Sie kleiden sich mit äusserster Eleganz, tragen Jabots und Manschetten aus kostbaren

Spitzen, an der reichgestickten Atlasweste wertvolle Berlocken, mieten in den Gasthäusern, wo sie absteigen, ein ganzes Stockwerk und sonnen sich in dem Ruhm, dass die Stadt zusammenläuft, um den fabelhaften Fremden zu begaffen. Ich besitze ein kleines Notizbuch Casanovas, worin er mit der ihm eigentümlichen Sorgfalt u. a. seine Garderobe und Ausrüstung auf einer Reise von Frankreich nach Deutschland gebucht hat. Darunter befinden sich zum Beispiel acht Schirme, einundzwanzig Hüte, die er nach ihrer Güte in fünf Kategorien einteilt, vier Garnituren Goldboutons etc. etc. Extraposten und Chaisen waren nötig, um alle diese zur Erhöhung des irdischen Glanzes bestimmten Dinge und ihren Besitzer von einem Ort zum andern zu führen. Aber auch ins Ueberirdische lieben die Herren, dem Zuge der Zeit folgend, zu schweifen. Sie huldigen eifrig dem Modesport, der Alchimie und Kabbala, brüsten sich mit dem Besitz geheimnisvoller Rezepte, stehen am Schmelzofen und destillieren in den Retorten die verrücktesten Dinge, um Gold daraus zu machen, finden allenthalben wohlhabende Sonderlinge, die für ihre Passion beträchtliche Summen opfern, suchen den Stein der Weisen, zitieren die alten Mystiker von Moses bis zu Albertus Magnus und Paracelsus, vertiefen sich in die verschrobensten kabbalistischen Systeme und legen die Sternbilder aus. Sie pfuschen auch den Aerzten mit Erfolg ins Handwerk — wozu allerdings nicht viel gehörte —, führen Hausmittel eigener Komposition bei sich, triumphieren, wenn eine Kur überraschend glückt, und sind um eine plausible Ausrede nicht verlegen, wenn sie fehlschlägt. So geht es im bunten Tanz, im rastlosen Hin und Her von Land zu Land, im steten Auf und Nieder, unter tausend Gefahren, unter Triumphen und Enttäuschungen bis an die Schwelle des Alters, bis die elastische Kraft versagt, die Kraft des Wagemuts und Selbstvertrauens bricht und sie, wenn sie bis dahin Kerker und Kugel verschonten, in einem freudlosen, ärmlichen, einsamen Alter Zeit finden darüber nachzudenken, wie so bald der Reigen verhallt und der lustige Schaum auf dem Becher zerstiebt und wie die Welt so

furchtbar schnell vergisst und für den alten Mann, der einst lachend über sie hinwegschritt, kaum noch ein flüchtiges Gedenken hat.

* * *

Geburt 1725. Gian Giacomo Geronimo Casanova wurde am 2. April 1725 in Venedig als der älteste Sohn eines Schauspielerspaars geboren. Werfen wir einen Blick auf die Familienverhältnisse. Casanova erzählt, seine Familie stamme aus altadeligem Geschlecht, das ehemals zu Saragossa in Spanien sesshaft gewesen wäre, und einer seiner Ahnherren, Don Juan Casanova, hätte beim Papst Martin III. die Stelle des Haushofmeisters bekleidet. Das mag dahingestellt sein — gewiss ist nur das Eine, dass (laut Gregorovius' »Lucrezia Borgia«) ein Don Juan Casanova Haushofmeister des Papstes Alexander II. war, des Vaters von Cäsar und Lucrezia Borgia. Es wäre aber gewagt, hieraus bestimmte Schlüsse zu ziehen, denn der Name Casanova ist in Italien nicht seltener als der entsprechende deutsche Name Neuhaus bei uns.

Herkunft. Der Versuch, einen Stammbaum der Familie Casanova aufzustellen, scheitert an der Unzulänglichkeit der damaligen Personenstands-Beurkundungen in Italien; über den Vater unseres Helden und seinen Grossvater mütterlicher Seite war bisher nicht herauszukommen. Letzterer bewegte sich in einer Sphäre, die nichts von dem Glanze hoher Ahnen hatte, aber von alters her als fruchtbares Milieu für schöpferische Gemüter gilt: er gehörte zu der, wie Wilhelm Raabe sie nennt, »nachdenklichen Nation« der Schuster, war in Venedig ansässig und hiess Geronimo Farusi, seine Frau hiess Marzia. Als Tochter dieses gut beleumundeten Ehepaars wurde Gianetta (Johanna) oder, wie sie in venetianischer Mundart genannt wurde, Zanetta auf der Insel Burano bei Venedig geboren, daher rührt ihr Spitzname »La Buranella«.

Eltern. Diese Zanetta, die Mutter unseres Helden, muss ein verführerisches, schönes Weib von starkem Tem-

perament gewesen sein; sie spielt in der Geschichte des italienischen Theaters eine nicht unbedeutende Rolle, hat an der Entwicklung der Opera buffa unzweifelhafte Verdienste und kein Geringerer als Goldoni beschäftigt sich in seinen Memoiren angelegentlich mit ihrer Persönlichkeit. Ob Zanetta schon der Bühne angehörte, ehe sie ihren Gatten kennen lernte, ist mir unbekannt. Sie verheiratete sich gegen den Willen der Eltern im Jahre 1724 mit dem Schauspieler Gaetano Giuseppe Casanova aus Parma und gab im Jahr darauf dem Gian Giacomo Geronimo, unserem Jakob Casanova, das Leben, während im selben Jahr der Grossvater starb.

Jakobs Vater war bei der Geburt seines Erstlings etwa 28 Jahre alt und durchzog die Welt als wandernder Schauspieler geringerer Sorte, aber wenn wir den Versicherungen seines Sohnes, der dem Gedächtnis des Vaters pietätvolle Worte widmet, Glauben schenken dürfen, so war er ein Mann, der sich wacker hielt. Er hat keine Spuren in der Geschichte der italienischen Komödie hinterlassen und diese weiss nichts weiter von ihm zu berichten, als dass er in der Blüte seiner Jahre Ende 1733 in Venedig starb und seine Zanetta mit drei Kindern in den Verhältnissen einer unregelmässig verdienenden und unbesorgt wirtschaftenden Schauspielerfamilie zurückliess. Er war der Mann im Schatten gewesen, während die schöne Zanetta in der Sonne leichter Triumphe lustwandelte. Sie gebar ihren zweiten Sohn, den später als Schlachtenmaler zur Berühmtheit gelangten Francesco Casanova, am 7. Juni 1727 in London, wo sie bis 1728 spielte, und zwar soll — nach F. J. Meier, einem dänischen Gelehrten; ich weiss nicht, aus welcher Quelle er diese Mitteilung schöpft — König Georg II. von England der Vater des Francesco sein.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit in Kürze auf die Geschwister Casanovas und ihre Nachkommen eingehen. Die Zanetta gab sechs Kindern das Leben: vier Söhnen und zwei Töchtern. Der älteste Sohn war unser Held, der zweite der oben genannte Francesco, der dritte hiess Giambattista, geboren am 2. November

Geschwister.

1728 in Venedig, der vierte, ein Abbé unbekannten Namens, war ein liederlicher Bursche ohne Talente, der, wie Jakob in den Memoiren erzählt, bei seinen Brüdern schmarotzte und jede Thätigkeit scheute, er starb um 1775 zu Rom im Elend. Von den beiden Töchtern starb die eine noch im Kindesalter, die andere heiratete in Dresden einen Klavierlehrer Peter August und überlebte ihren Bruder Jakob.

Francesco
Casanova.

Francesco Casanova verlebte seine Jugend in Venedig und widmete sich dort der Malerei, 1750 war er ein Schüler des Schlachtenmalers Simmetti, Anfang 1751 ging er nach Paris und wohnte dort mit Jakob zusammen, begleitete aber, da seine Bilder in Paris keine günstige Aufnahme fanden, im August desselben Jahres Jakob nach Dresden und studierte dort bis 1756, dann kehrte er wiederum nach Paris zurück, diesmal mit entschiedenem Erfolge, denn die französische Akademie kaufte eines seiner Bilder für 12000 Franken an und die Kritik, Diderot an der Spitze, bereitete ihm eine äusserst beifällige Aufnahme. Er wurde schnell einer der geschätztesten Künstler und nahm grosse Summen ein, die er aber, ein echter Casanova, mit Leichtigkeit wieder aus den Händen gleiten liess. Zum Ueberfluss heiratete er 1762 in Paris eine ziemlich fragwürdige und tief unter ihm stehende Person, Marie Jeanne Jolivet, und führte eine unglückliche, anscheinend kinderlos gebliebene Ehe mit ihr. Nach ihrem Tode verheiratete sich Francesco, der inzwischen Mitglied der französischen Akademie geworden war, im Jahre 1775 nochmals, mit der Jeanne Cathérine de la Chaux aus Brüssel, auch diesmal unglücklich; diese Frau, mit der er die heftigsten Kämpfe zu bestehen hatte, gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter. Francesco trennte sich schliesslich von seiner Familie und starb am 8. Juli 1802 in der Nähe von Wien, in Brühl bei Mödling. Der eine seiner Söhne war ebenfalls Maler, er starb um 1865, der andere floh während der Revolution aus Frankreich, leistete im Auslande Militärdienste und starb um 1865 in Frankreich.

Giambattista (Johann Baptist) Casanova widmete sich ebenfalls der Malerei und lernte, als er 1738 mit seiner Mutter nach Dresden kam, dort bei Sylvester und Dietrich. Schon im Alter von achtzehn Jahren galt er für einen Gemäldekenner ersten Ranges und wurde vom Kurfürsten von Sachsen nach Italien geschickt, wo er die Galerie des Herzogs von Modena für 100 000 Zechinen ankaufte. Er arbeitete dann vierzehn Jahre lang in Rom bei Rafael Mengs, trat auch zu Winkelmann in nahe Beziehungen und lieferte ihm Zeichnungen zu seinen Werken, verfeindete sich aber später mit ihm. Im Jahre 1764 ging Giambattista nach Dresden zurück und wurde dort Direktor der Kunstakademie; als Historienmaler sowohl wie als Kunstlehrer ist er zu hohem Ansehen gelangt. Er war mit Terese Roland aus Rom vermählt, die ihm zwei Töchter (die eine heiratete den Freiherrn von Wessenig, die andere blieb ledig) gebar; er starb am 10. Dezember 1795 in Dresden und liegt dort auf dem katholischen Friedhof zusammen mit den Töchtern begraben, ein Denkmal schmückt das Grab*).

Giambattista
Casanova.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Mutter unseres Helden zurück.

Zanetta ging wieder nach Italien und schloss sich, nachdem ihr Mann gestorben war, der bekannten Imer'schen Truppe, die 1734 in der antiken Arena von Verona spielte, als erste Liebhaberin an.

Goldoni lernte die Imer'sche Truppe mit der Casanova in Verona kennen und schreibt darüber in den »Memorie di Carlo Goldoni e del suo teatro«: »In dieser Truppe waren für die Intermezzi zwei Schauspielerinnen thätig, erstens eine sehr schöne und talentierte Witwe, genannt Giannetta Casanova, die die verliebten jungen Mädchen spielte, und dann eine andere Frau, die keine

Goldoni.

*) Casanova (Mem. III, 6) giebt als Todesort irrtümlich Venedig, das Todesjahr richtig mit 1795 an. Diese Datumangabe ist deshalb interessant, weil daraus, wie aus manchen anderen Umständen, hervorgeht, dass Casanova erst in den letzten Lebensjahren, zwischen 1795 und 1798, die Memoiren schrieb.

Komik, aber eine sehr schöne Stimme hatte. Das war die junge Frau Agnes Amurat, die ich später selbst in Venedig auftreten liess. Diese beiden Frauen kannten keine Note, und Imer ebensowenig; aber alle drei besaßen guten Geschmack, richtiges Gehör, vollendetes Spiel, und das Publikum war zufrieden.« Imer bat nun Goldoni, nachdem er dessen »Cantatrice« und »Belisario« mit grossem Erfolg aufgeführt hatte, ihm ein neues Intermezzo für drei Stimmen zu dichten, wozu Imer die Musik schreiben lassen wollte. Goldoni sagt weiter: »Ich dichtete ein Intermezzo in drei Akten und nannte es »La Pupilla«. Ich entnahm den Stoff zu dieser kleinen Komödie aus dem Privatleben des Direktors, der eine offenkundige Neigung zu der Witwe in seiner Truppe (der Casanova) hatte.« Die »Pupilla« wurde in Verona und dann in Venedig, wo der Patrizier Grimani, der später auch in Jakob Casanovas Leben als sein Gönner und Beschützer eine grosse Rolle spielt, das Theater San Samuela (jetzt Teatro Camploy) besass und hier die Imer'sche Truppe auf seine Kosten spielen liess, unter Beifall gegeben. Die Casanova ging von hier aus nach Polen, Goldoni schreibt darüber: »Der empfindlichste Verlust der Gesellschaft war der Fortgang der Witwe Casanova, die ungeachtet ihrer Freundschaft mit dem Direktor sich in den Dienst des Königs von Polen begab.«

Teresa Imer.

Wer Casanovas Memoiren gelesen hat, kennt die Teresa Imer, die wiederholt darin auftritt. Es ist die Tochter dieses Theaterdirektors Imer. Sie erlangte als zugängliche Schönheit einen europäischen Ruf, entfaltete unter dem Namen einer Mrs. Cornelis in London üppigen Glanz, wurde zeitweilig Casanovas Geliebte und gab einer Gesellschaft von der ganzen Vorurteilslosigkeit ihres Jahrhunderts rauschende Feste, bis sie, ein schnell entschwundener Meteor, in die Nacht der Verschollenheit sank.

Auch Zanettas schillerndes Kleid war kein Gewebe solider Art. Wie ein Schmetterling flog sie von Blüte zu Blüte, so lange ihre Reize sinnliche Lust zu erregen

imstande waren, und dann fand sie in schnellem Welken den langsamen und grausamen Tod einer Vergessenen. Wir sehen sie im Jahre 1735 nach Polen gehen, wo das Glück sie im Stiche liess, dann wurde sie von Kurfürst August III., der zugleich König von Polen war, in Dresden mit lebenslänglichem Vertrag als Hofschauspielerin angestellt und dort ist sie auch, man weiss nicht wann, gestorben.

Jakob war also im Alter von acht Jahren vaterlos. Zu den ersten starken Eindrücken, die das Kind, abgesehen von dem wechselnden Aufenthalt in fremden Ländern, empfing, gehörten die Beziehungen zu seinem Vormund Baffo. Giorgio Baffo, geboren um 1694, gestorben 1768, war ein würdevoller Senator und Patrizier von Venedig und überraschte die Welt nach seinem Tode mit Gedichten im venetianischen Dialekt, die mit der Lebhaftigkeit ihrer Farben nicht hinter den Schöpfungen Aretins zurückstehen *). Jakobs Erziehung wurde arg vernachlässigt, die Mutter scheint sich wenig um ihn gekümmert zu haben und gab ihn als geistig und körperlich zurückgebliebenen Jungen erst in Venedig in

G. Baffo.

*) Octave Uzanne schreibt in seinem Buche »Nos amis les livres« (Paris, 1886): »Baffo jouit en Italie d'une réputation à peu près semblable à celle du marquis de Sade dans notre pays.« Absolut falsch! Der joviale und gesunde Senator, ein »buffone« im derben Geschmack seiner Zeit, hat mit dem vollständig verrückten und entarteten Marquis nicht das Geringste gemein. Er führte ein geregeltes Leben und war an der Herausgabe der skandalösen Gedichte unschuldig. Schlimme Freunde fanden das Produkt einer zügellosen Muse in seinem Nachlass und veröffentlichten es 1771 unter dem Titel: »Le poesie di Giorgio Baffo, Patrizio Veneto«: diese erste Ausgabe ist heute nur in zwei Exemplaren bekannt. Achtzehn Jahre später veranstaltete der bekannte Bibliophile Lord Pembroke auf seine Kosten eine erweiterte schöne Ausgabe in vier Bänden unter dem Titel: »Raccolta universale delle opere di Giorgio Baffo, Veneto«; Cosmopoli, 1789. Auch diese zweite Ausgabe ist eminent selten; einen prachtvollen Neudruck gab 1884 Isidore Liseux in Paris mit danebenstehender französischer Uebersetzung heraus. Der Neudruck wurde in nur einhundert Exemplaren zu 200 Francs gedruckt, Scheible notierte kürzlich ein Exemplar mit 120 Mark.

Pension zu einem alten Weibe, dann in Padua zu einem Dr. Gozzi, der nach Casanovas Schilderung ein halber Jdiot war und mit dessen Schwester Bettina er die ersten Zärtlichkeiten austauschte.

Erste
Ausbildung.

Jakob war bis dahin ein blöder, stumpfer Bursche gewesen, im Gozzi'schen Hause ging aber eine grosse Veränderung mit ihm vor, er entwickelte sich geistig wie körperlich überraschend schnell und lernte mit Leichtigkeit, sodass er sich schon frühzeitig geläufige Kenntniss der lateinischen Sprache und umfassende Belesenheit in den alten Schriftstellern aneignete. Diese Belesenheit macht sich in seinen Schriften, besonders im »Icosameron« und in den Abhandlungen fast bis zum Ueberdruß bemerkbar, denn er liebt es, bei jeder nur einigermaßen passenden Gelegenheit ein Zitat aus den alten Klassikern und den Neulateinern anzubringen. Sein Gedächtnis hielt mit eisernen Klammern alles fest, was je in den Kreis seiner Beschauung trat — eine unschätzbare natürliche Gabe, die er später in glänzender Weise zeigte, als er im Gefängnis zu Barcelona ohne litterarische Hilfsmittel eine Widerlegung von Amelot de la Houssaye's »Geschichte des venetianischen Staates« schrieb, und nicht zuletzt auch in den Memoiren.

Eintritt in die
Kirche 1725.

Ganz allein in der Welt stehend und von der in Warschau lebenden Mutter der Fürsorge des Patriziers Abbé Grimani empfohlen, trat er im Alter von fünfzehn Jahren in den Dienst der Kirche über, empfing in Venedig die kleinen Weihen und wurde dem Pfarrer von San Samuela beigegeben. Seine weltlichen Interessen äusserten sich aber entschieden lebhafter als die für den geistlichen Beruf; er geriet in den Gesellschaftskreis des Senators Malipieri, der trotz der Last seiner siebenzig Jahre einen guten Tisch mit einem Kranze leichtgeschürzter Schönen über alles schätzte und den Lebemännern Venedigs als das Muster eines geschmackvollen Epikuräers galt. Casanova wurde sein täglicher Tischgast und lernte hier die schon erwähnte Teresa Imer kennen, die zu dieser Zeit eine der Geliebten des Malpieri war und

deren Lebenslauf sich in der Folgezeit mit dem seinigen so häufig kreuzte.

Am 14. März 1741 durfte er in San Samuela die Kanzel besteigen, um eine wohlpräparierte Predigt zu halten, aber unter der Einwirkung eines starken Frühstückstücks verliert er den Faden, beginnt zu stottern, bleibt stecken und endigt mit einem kläglichen Fiasko. Voller Scham und Verzweiflung packt er seine Sachen und eilt nach Padua, wo er sich wieder beim Dr. Gozzi niederlässt und über ein Jahr lang zum Doktorexamen vorbereitet, aus dem er als Doktor beider Rechte hervorgeht. Dann kehrte er nach Venedig zurück, wo gerade die schöne Courtisane Juliette Cavamachia Triumphe feierte. Es ist höchst bezeichnend für die sittlichen Anschauungen der damaligen Zeit, dass die Courtisanen nicht nur bloss geduldet und nebenbei auch ein diskretes Werkzeug in den Händen der Staatsinquisition waren, sondern Zutritt in die beste Gesellschaft hatten und in dieser den Ton angaben. Konnte sich ein Nobile den kostspieligen Luxus einer Courtisane grossen Stils erlauben (Marquis Sanvitali »übernahm« die Cavamachia für 100000 Scudi), so führte er sie als offizielle Maitresse in der Gesellschaft ein und brüstete sich mit ihrem Besitz. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn Casanova in seiner naiven Weise schreibt: »Als jungen, in die Welt tretenden Geistlichen stellte mich Madame Manzoni dieser Phryne vor.« Madame Manzoni war eine ehrbare Dame, die Frau eines Patriziers! Uebrigens kam auch in Venedig, nachdem Wien mit der Sittenreinigung den energischen Anfang gemacht hatte, eine Zeit, wo man die Courtisanen aus der Stadt wies, aber man erkannte bald, dass diese Massregel verhängnisvolle Folgen für das Familienleben hatte, und rief deshalb »nostre bene merite meretrici (!)«, wie es in der Urkunde hiess, nicht nur zurück, sondern zahlte ihnen auch eine Entschädigung und unterstützte sie durch einen öffentlichen Fonds. Auch in Paris ging es in ähnlicher Weise zu.

Unglückliches
Kanzel - Debüt.

Casanovas offenkundige Tändeleien mit Teresa Imer verscherzten ihm die Gunst des Senators Malipieri, er

musste sich in das Priesterseminar San Cypriano de Murano begeben und kam schliesslich, da die Evolutionen seines kräftigen Temperaments bei der kirchlichen Behörde Aergernis erregten, ins Fort Sankt-Andrea in Haft; es war aber in der That ein fideles Gefängnis*). Nach kurzer Haft wurde er auf Fürbitten seiner Mutter, die ihn auch in Warschau nicht vergass, und auf Empfehlung des einflussreichen Grimani dem Bischof von Mortorano in Calabrien zugewiesen, und unter allerlei Abenteuern machte er sich, häufig zu Fusse wandernd, über Ancona, Loretto, Rom und Neapel, wo er einem griechischen Händler en passant ein Rezept zur Bereitung von Merkurialsalbe für 2000 Unzen verkauft, auf den Weg nach Mortorano, sah sich aber hier, in einer armseligen Gegend, in seinen Erwartungen so enttäuscht, dass er sofort wieder umkehrte und nach Neapel zurückging, dort traf er am 16. September 1743 ein. Gewandtheit und Glück verschafften ihm hier, wo der joviale und witzige Papst Benedikt XIV. sein mildes Szepter führte, eine Sekretärstelle beim Kardinal Acquaviva, dem einflussreichsten Kirchenfürsten seiner Zeit, aber ein Liebeshandel, in den Casanova verwickelt wurde, nötigte Acquaviva, seinen Schützling fortzuschicken, um nicht selbst ins Gerede zu kommen: er versah ihn reichlich mit Geld und stellte ihm einen Pass nach Venedig aus.

Nach Konstantinopel 1744. Hier langte Jakob am 2. April 1744 an, aber nur kurze Zeit litt es ihn in seiner Vaterstadt und die Wanderlust trieb ihn dem Orient zu. Er vertauschte das geistliche Gewand mit der Uniform und trat als Fähnrich in ein auf Corfu stehendes Regiment ein, von hier aus reiste er in Gesellschaft des venetianischen Botschafters Veniero nach Konstantinopel, wo er Mitte Juli 1744 ankam. Er

*) Die Erzählung dieser Haft und besonders des kühnen Alibi, von dem Casanova berichtet, gab den Stoff zu einem i. J. 1836 in Paris aufgeführten Vaudeville, das als dreiaktiges Lustspiel unter dem Titel: „Casanova im Fort Saint-André“, bearbeitet von Ludwig Osten, i. J. 1837 auch deutsch erschien.

hatte vom Kardinal Acquaviva ein Empfehlungsschreiben an Graf Bonneval, genannt Osman Pascha von Karamanien, mitbekommen. Dieser merkwürdige Mann sah auf eine abenteuerliche Laufbahn zurück. Im Jahre 1670 in Frankreich als Sprosse eines altadeligen Geschlechts geboren, schlug er sich als Offizier in den Kriegen Ludwigs XIV. mit grosser Tapferkeit, plünderte in Italien nach Herzenslust, entlief dann dem französischen Dienste und ging nach Wien, wo er sich die ganz besondere Gunst des Prinzen Eugen verschaffte, vollführte in der Schlacht von Peterwardein ein glänzendes Bravourstück und wurde Feldmarschall-Leutnant. Sein schamlos wüstes Leben und die unerhörten Räubereien, die er ganz offenkundig beging, machten ihn auf die Dauer unmöglich; er überwarf sich mit Prinz Eugen, verbüsste eine Haftstrafe auf dem Spielberge bei Brünn und quittierte den österreichischen Dienst. Jetzt ging er, obwohl schon bejahrt, zu den Türken über, wurde Muhamedaner und war vierzehn Jahre lang der wichtigste Berater der Hohen Pforte in Stambul. Seine diplomatische Geschicklichkeit war erstaunlich, sein Einfluss in der Türkei fast unbegrenzt. Als Casanova ihm die Empfehlungen Acquavivas überbrachte, stand Bonneval im vierundsiebenzigsten Lebensjahre. Der Pascha nahm ihn liebenswürdig auf und zeigte ihm seine Bibliothek, deren Fächer dieser sonderbare Bibliophile, anstatt mit Büchern, mit Weinflaschen aller möglichen Sorten gefüllt hatte. Ein paar Jahre darauf, am 23. März 1747 starb Bonneval gerade in dem Augenblick, als ein französischer Abgesandter ihm die Einladung zur Rückkehr in sein Vaterland unter Zusicherung völligen Pardons übergeben wollte; er liegt auf dem türkischen Friedhof in Pera begraben.

Unser Held verlebte hier eine glückliche Zeit, widerstand aber der Einladung, sich dauernd in Stambul niederzulassen, Muselman zu werden und eine Gläubige zu heiraten, und kehrte im Herbst desselben Jahres nach Corfu zurück. Seine sonderbaren Erlebnisse auf dieser Insel -- damals ein souveränes Sultanat -- entziehen

Rückkehr nach
Venedig 1745.

sich der geschichtlichen Kontrolle, er geriet in schlechte Gesellschaft, verlor seine ganze Habe und kehrte im Oktober 1745 bettelarm und verschuldet in die Lagunenstadt zurück. Er stand erst im zwanzigsten Lebensjahre — aber wieviel hatte er nicht schon erlebt, welche Höhen und Tiefen nicht schon gesehen!

Sein Bruder Francesco, der spätere Schlachtenmaler, sass gerade auf demselben Fort S. Andrea in Haft, das Jakob schon durch seine Anwesenheit geziert hatte; seine Schwester war zur Mutter nach Dresden gegangen. Casanova quittierte den Militärdienst und wurde Violinspieler; im Theater San Samuela, wo ehemals die Mutter in Goldonischen Komödien gegläntzt hatte, trug er jetzt, »herabgesunken zum gemeinsten Handwerker einer erhabenen Kunst«, zur Verschönerung der Zwischenakte bei. Er liess aber deshalb nicht den Kopf hängen: »Gedemüthigt war ich, aber nicht schlecht geworden. Auch hatte ich nicht dem Glück entsagt, sondern rechnete wieder darauf. Ich wusste, welche Macht es über alle Sterbliche, ohne sie zu Rate zu ziehen, ausübt, so lange sie noch jung sind, und ich war noch jung.« Dennoch muss er zugestehen, dass er zum vollendeten Taugenichts herabsank und in Gesellschaft seiner Zechkumpane sehr bedenkliche Bubenstreiche verübte, bis ihm ein glücklicher Zufall im Frühling 1746 wieder eine entschiedene Wendung zu einer geordneteren Lebensführung gab. Sein günstiger Stern führte ihn in einer Nacht gerade des Weges daher, als der reiche Senator Giovanni Bragadino einen schweren Anfall hatte. Er liess ihm seine Sorgfalt zu theil werden und rettete ihm das Leben, zugleich wusste er geschickt seine geheimnisvollen Kenntnisse der Kabbala anzudeuten — ein Thema, dem Bragadino, ein lebenswürdiger, aber nicht sehr urteilsfähiger Herr, das grösste Interesse entgegenbrachte. Der gutmüthige Patrizier ging in seiner Dankbarkeit so weit, den behenden Schalk an Kindesstatt anzunehmen und ihn mit allem zu versehen, was zum behaglichen Lebensgenuss gehörte.

Aus der Sphäre eines obskuren Geigenkratzers zu

den Höhen eines Patrizier-Pflegesohns emporgehoben, schlürfte Casanova mit gierigen Zügen die volle Schale des Glücks. Es würde den Rahmen dieser kleinen Studie weit überschreiten, wollte man ihm auf den einzelnen Etappen seiner Kreuz- und Querfahrten ausführlich kommentierend folgen. Nur skizzenhaft, in grossen Zügen sollen die Ereignisse seiner zwanziger Jahre angeführt werden.

»Hatte ich bisher nur den Gesetzen genügt, so glaubte ich jetzt der Vorurteile spotten zu können. Ich hielt es für möglich, in einem streng aristokratischen Staat vollkommen frei zu leben. Erträglich reich, von der Natur gebildet, dass ich Eindruck machen konnte, Spieler von Profession, bodenloser Verschwender, gesprächig und immer sarkastisch, fern von aller Prüderie, rastlos, Verfolger aller schönen Frauen, jeden Nebenbuhler aus dem Sattel hehend, endlich nur die Gesellschaft anerkennend, die mich belustigte, musste ich gehasst sein. Da ich stets mit meiner Person zu zahlen bereit war, hielt ich alles meiner Person erlaubt.« War ihm Venedig zu eng, so ging er aufs Festland hinüber; Padua, Mantua, Parma, Mailand und andere Städte wurden abwechselnd von ihm besucht, oder, treffender gesagt, heimgesucht, denn überall richtete er durch seine mutwilligen Streiche Verwirrungen an und überall verwickelte er sich in Händel, die er mit dem Degen in der Faust als geschickter Fechter fast stets zu seinen Gunsten erledigte. In Cesena führt er eine groteske Schatzgräberkomödie auf und düpirt die ganze Gemeinde, dann reist er mit der schönen Henriette, dem ersten Weibe, für das er aufrichtige Liebe empfindet, nach Genf, weil ihm in Venedig der Boden zu warm geworden war. Im Sommer 1750 macht er sich, unterstützt durch einen grossen Lotteriegewinn, in Begleitung des Schauspielers und Tänzers Balletti*) nach Paris auf und trifft über Turin und Lyon, wo er in die Mysterien der Freimaurerei

Aufenthalt
in Paris 1750.

*) Ballettis Mutter war die berühmte Pariser Schauspielerin Sylvia, die Friedrich der Grosse vergeblich nach Berlin zu engagieren suchte.

eingeweiht wird, in der Hauptstadt Europas, wie es sich nicht ohne Unrecht nennen durfte, mit gespannten Erwartungen ein.

Die Pariser
Gesellschaft.

Ludwig XV. überliess seinen Feldherren und Staatsmännern die Zügel der eigentlichen Regierung und behielt sich und dem zur Marquise von Pompadour avancierten Fräulein Poisson das intimere Palastregiment vor; es war ihren vereinten Anstrengungen denn auch glücklich gelungen, aus allem, was sich zur »Gesellschaft« rechnete, einen königlichen Serail und aus Paris eine europäische Kloake zu machen. Während das Volk die boshaftesten Gassenhauer anstimmte, die Encyklopädisten soeben die letzte Hand an ihr grosses Werk legten und eine stille Verbindung aller Männer von Geist und Witz, Voltaire an der Spitze, wie eine unsichtbare Loge wirkte und mit ihren beissenden Sarkasmen, ihrem ätzenden Skeptizismus und hyperkritischem Deuteln fleissig die Minen für die spätere Explosion legte, scharwenzelte, unbekümmert um das Geräusch der Welt, ein feiles und würdeloses Hofschranzentum, zu dem auch schmachbeladene Fürsten des Auslandes gehörten, um König und Maitresse. Dieser glänzende Hof hatte wohl seine schwachen Abbilder in deutschen und anderen fremden Fürstenhöfen, aber bei keinem seiner kleinen Nachahmer herrschte eine solche Vorurteilslosigkeit wie hier. Einem Mann von Geist oder doch von ungewöhnlicher Art des Auftretens und der Schicksale konnte es, auch wenn er von geringer Herkunft war, nicht schwer fallen, in die engeren Kreise der Hofgesellschaft zu gelangen. Casanova war ganz der Mann dazu, mit seiner stattlichen Erscheinung und seiner geistigen Ueberlegenheit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Sylvia, »Frankreichs Abgott«, eröffnete ihm die Welt der Histrionen und im Zusammenhange mit dieser die litterarischen Salons; bald stand er mit den Dichtern, deren Werke ihm schon längst vertraut waren, auf gutem Fuss, und Crébillon père, nächst Voltaire die bedeutendste Zierde des modischen Parnasses, fand soviel Gefallen an dem Italiener,

dass er ihm Privatstunden zur Aufbesserung seiner sprachlichen und litterarischen Kenntnisse erteilte. Einige kecke Impromptus im Theater bringen ihn mit der Pompadour und dem Herzog von Richelieu ins Gespräch, auch mit dem Bruder der Pompadour, dem sympathischen Marquis de Marigny, knüpft er Beziehungen an und empfiehlt seiner Fürsorge den Bruder Francesco, der im Jahre 1751 nach Paris kam. Fontenelle, d'Alembert, Marmontel, die Grafiigny und andere illustre Poeten und Philosophen tauchen in der fesselnden Schilderung dieses ersten Pariser Aufenthalts auf.

Im August 1752 verliess Casanova die französische Hauptstadt und begab sich in Gesellschaft seines Bruders, der, wie schon früher erwähnt wurde, ungeachtet der Empfehlungen des Marquis de Marigny hier infolge Diderots schroffer Ablehnung mit seinen Bildern Fiasko machte, nach Dresden, wo er zum erstenmal seit seiner Knabenzeit die Mutter wiedersah. Schon in Paris hatte er vom sächsischen Gesandten den Auftrag erhalten, Cahusac's Oper „Zoroaster“ für das Dresdener Hoftheater italienisch zu bearbeiten, er machte sich hier an die Arbeit, schrieb ausserdem eine burleske Parodie auf die »Frères ennemis« von Racine und wurde vom Kurfürsten, dem für sein Theater und seine verlorenen Augenblicke nichts zu teuer war, königlich belohnt. Aber im übrigen vermochte ihn Elbflorenz mit seiner damaligen Mischung von trockener Philisterhaftigkeit und ungeschickter Nachäffung des Pariser Glanzes nicht zu fesseln, er fand die Sächsinnen kalt — „überhaupt sind Ausschweifungen nicht in der Natur der Sachsen“ — und ergriff deshalb nach sechsmonatlichem Aufenthalt wieder den Wanderstab, um nach Wien zu gehen.

Dresden 1752.

Auch an der Donau, die er über Prag erreichte, musste unser Held die ihm schmerzliche Beobachtung sittlicher Strenge machen, denn Maria Theresia hatte den festen Entschluss gefasst, mit eisernem Besen alles auszufegen, was — wenigstens in der Oeffentlichkeit — Anstoss erregen könnte. „Sie nahm das Register der

Wien 1753.

sogenannten Erbsünden zur Hand und fand dort ihrer sieben. Ueber sechs glaubte sie hinwegsehen zu dürfen . . . Der Stolz lässt sich nicht erkennen, denn die Würde trägt eine und dieselbe Fahne mit ihm. Der Geiz ist abscheulich, aber der Sparsamkeit zu verwandt. Der Zorn ist eine Krankheit, deren Ausbrüche mörderisch werden können, aber auf Mord steht Todesstrafe. Schlemmerei bestraft sich durch Indigestionen. Den Neid giebt niemand zu, und Trägheit wird durch Langeweile bestraft. Aber die Unbeständigkeit in der sinnlichen Liebe ist unverzeihlich.“ Es wurden die famosen „Keuschheitskommissionen“ eingesetzt, die sich mit der grössten Zudringlichkeit nicht bloss für öffentliche, sondern auch für private Angelegenheiten interessierten und, von zahlreichen Spionen unterstützt, in unerträglicher Weise hervorthaten. Es kam bald so weit, dass kein Mädchen die Strasse zu betreten wagte, um nicht dem peinlichen Rigorosum von seiten eines k. k. Keuschheitskommissionsrates — „nichtswürdige Bösewichter, unbarmherzige Henkersknechte“ nennt sie Casanova — ausgesetzt zu werden. Das widerliche Schnüffelsystem war eine gemilderte Kopie der grausamen Massregeln, die im selben Jahr die Kaiserin Elisabeth von Russland gegen alle verdächtigen oder auch nur verdächtigten Frauen ergriffen hatte — Massregeln von blutiger Ironie in Anbetracht der sittlichen Qualitäten dieser Herrscherin.

Nach Ostern verliess Casanova Wien und reiste über Venedig 1753. Triest nach Venedig, wo er, von Bragadino mit Ungeduld erwartet, am Abend vor dem Himmelfahrtstage des Jahres 1753 in der Blüte seiner Manneskraft, gesund und voller Wohlbehagen ankam. »In Erfahrung war ich manchem meiner Mitbürger vorgeschritten, die Gesetze der Ehre und des Anstandes hatte ich kennen gelernt; so brannte ich denn, meine frühere Lebensweise wieder aufzunehmen, aber mässiger, geregelter.« Leider machte er nur den ersten Teil seines Vorsatzes wahr: er nahm die alte Lebensweise wieder auf, aber ohne seinen Begierden die Zügel straffer zu ziehen. Wir können über die breit ausgemalten Händel und Liebesepisoden mit

Stillschweigen hinweggehen, da die Insassen des adeligen Nonnenstiftes von Murano bei Venedig, die schöne C. C. und die leidenschaftliche M. M., kein historisches Interesse bieten, wenn sie auch in sehr bezeichnender Weise Zeit und Sitte illustrieren. Es mögen nur kurz jene Ereignisse und Zustände skizziert werden, die das auffälligste Abenteuer im Leben unseres Italieners, seine Gefangenschaft in den Bleigefängnissen, vorbereiteten.

Venedig befand sich in einem Zustand der sittlichen Entartung, der kaum noch einer Steigerung fähig schien. Je mehr mit dem Schwinden des politischen Einflusses der Republik auch das Interesse an Politik und grossen Unternehmungen in Adel und Bürgerschaft schwand, desto zügelloser äusserte sich die Lebelust dieses festfreudigen Volkes und desto skrupelloser gab man sich in allen Kreisen ausschweifenden Lustbarkeiten hin. Man möchte geneigt sein, solche schlimmen Streiche, wie sie Casanova schildert, ins Gebiet der Fabel zu verweisen, wenn nicht andere zeitgenössische Berichterstatter die Wahrheit dieser merkwürdigen Sittenbilder erhärteten. Besonders war es die alte Einrichtung der Maskenfreiheit, die den ärgsten Missbrauch erfuhr und, weit über die ursprüngliche Begrenzung ihres karnevalistischen Zwecks hinausgehend, nichts weiter als den schützenden Deckmantel für den ungenierten Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern und für intrigante Händel bildete. Es hatte sich mit der Maskenfreiheit ein Maskenrecht herausgebildet, das dem Maskierten weitgehenden Schutz gegen Angriffe und Beleidigungen gewährleistete; da aber bald alle Welt nicht nur zur Zeit des Karnevals, sondern das ganze Jahr hindurch maskiert ging, der Staatsbeamte und Nobile so gut wie die abenteuerlustige Patrizierfrau, die Courtisane und der junge Mann, und niemand mehr wusste, mit wem er es zu thun habe, so artete die ehemals harmlose Sitte in den grössten Unfug aus: Raufbolde und Wüstlinge missbrauchten das Maskenrecht, um im Trüben zu fischen und ungestört ihren Leidenschaften zu frönen. Zu der letzteren Kategorie gehörten auch Casanova und sein damaliger Freund,

Venetianische
Zustände.

Bernis.

der liebenswürdige Lebemann und galante Lyriker Abbé François Joachim de Bernis (»Babet, la bouquetière du Parnasse« nannte ihn Voltaire, und »Evitez de Bernis la stérile abondance« schrieb Friedrich der Grosse), der in diplomatischer Sendung Frankreichs in Venedig weilte.

Venetianische
Regierung.

Es hiesse den Machthabern der damaligen, mit schnellen Schritten dem vollständigen Verfall entgegen-eilenden Republik Venedig Unrecht thun, wenn man ihnen ein unerträglich tyrannisches Regiment nachsagen wollte. Im Gegenteil, zu einer Zeit, wo deutsche Kleinstaatfürsten in einer nicht im geringsten durch Aufklärung gemilderten Despotie schwelgten und die polizeiliche Willkür sich in grossen und kleinen Quälereien erging, erfreuten sich die Bürger Venedigs eines reichen Masses von persönlicher Freiheit. Leben und leben lassen, war die Devise des gesellschaftlichen Treibens. Der Wohlstand der Republik, zwar nur noch ein schwacher Abglanz der früheren Pracht, reichte immer noch hin, die Tage zu vergolden und jene Bilder heiteren, überschäumenden Genusses hervorzuzaubern, zu denen die einzigartige Stadt den wunderbaren Rahmen gab. Die Behörden liessen das Volk gewähren und mischten sich nicht mit kleinlichen Massregeln in sein Treiben, in desto grösserem, furchtbarerem Stil aber wandten sie sich gegen alle Persönlichkeiten und Bestrebungen, die sich gegen die Staatsgewalt erhoben oder nur den Anschein staatsfeindlicher Tendenzen erweckten. War die Regierung also auf der einen Seite höchst tolerant und drückte die Augen vor mancher Ausschweifung zu, so bedrohte sie andererseits jeden mit den Schrecken einer tyrannischen Vehme, der sich politisch lästig machte. Sie war dann in ihren Mitteln nicht wählerisch und scheute weder die schleichende List noch die brutale Gewalt, zugleich wusste sie ihre Justiz mit einem Schleier des Geheimnisvollen und Furchterregenden zu umgeben. Dazu kam noch die Eifersüchtelei unter den Patriziern und Räten selbst, die Angst der einen vor den anderen, und besonders das war es, was die traditionelle Einrichtung

eines verwickelten Spioniersystems aufrecht erhielt. Verhaftung, Verhör und Exekution folgten meist blitzschnell, oft aber — wenn es nur darauf ankam, einen Missliebigen unschädlich zu machen, ohne bis zum Aeussersten zu gehen — verstrichen lange Jahre der Untersuchungshaft, und der Gefangene hatte Musse, in den finsternen, feuchten und von Ratten bewohnten Kellergefängnissen (den »pozzi«) des Dogenpalastes oder in den engen Bodenkammern unter dem heissen, bleigedeckten Dache (den »piombi«) über sein trauriges Schicksal nachzudenken.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass es weniger die schlimmen Ausschreitungen Casanovas, als vielmehr sein intimer Verkehr mit dem Geschäftsträger Frankreichs, dem Abbé de Bernis, war, wodurch er den Argwohn der Regierung gegen sich herausforderte. Liebeleien, mochten sie auch in noch so bedenklichen Formen sich äussern, hätten auf keinen Fall den Wunsch erweckt, sich eines Privatmanns, der noch dazu der Pflegesohn eines hochangesehenen Patriziers war, zu versichern, aber man hegte wohl ein tiefes Misstrauen gegen die patriotische Zuverlässigkeit dieses Hitzkopfes und zog vielleicht aus seinem engen Verkehr mit Bernis, zumal in Anbetracht seines vorherigen Pariser Aufenthaltes, Schlüsse, die gewiss im Grunde ganz ungerechtfertigt waren. Genug, die Regierung fand, dass Casanova als politisch unsichere und lästige Persönlichkeit so bald als möglich unschädlich zu machen wäre.

Regierung ist nicht das richtige Wort, denn es war viel- Die Inquisition.
mehr eine Körperschaft, die über der Regierung stand: die Staatsinquisition. Dieses uralte, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts begründete Kollegium setzte sich aus zehn adeligen Patriziern (»Der Rat der Zehn«) zusammen, von denen jeder über vierzig Jahre alt sein musste, ferner aus dem Dogen und seinen sechs Räten, sie umfasste also insgesamt siebzehn Personen und besass unbeschränkte und von jeder Verantwortlichkeit freie Gewalt. Sie bildete, unterstützt von einem weitverzweigten Spionagesystem, eine Art von Geheimpolizei und griff

ohne im geringsten persönliche Rücksichten zu nehmen, überall ein, wo grobe Ausschreitungen oder Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit vorkamen. Ihre Justiz war schnell und grausam; Verhaftung, Verhandlung, Urteil und Vollstreckung folgten Schlag auf Schlag und zwar in aller Heimlichkeit im Innern des Dogenpalastes.

Aber noch aus dieser Körperschaft heraus hatte sich ein Eliteausschuss gebildet: das »Tribunal der Staatsinquisition«, aus drei Personen bestehend, hiervon zwei aus dem »Rat der Zehn« und eine aus dem Rate der Dogen. Die Mitglieder der Staatsinquisition wählten in geheimer Wahl die drei Tribunalmitglieder, und diese funktionierten ebenfalls in solcher Heimlichkeit, dass ausser den Siebzehn niemand ihre Namen kannte; die Urteile wurden nur vom Sekretär gezeichnet.

Es waren in früheren Zeiten ausserordentliche Umstände gewesen, die so ausserordentliche Mittel einer geheimnisvoll verschleierte, unkontrollierbaren und ganz dem persönlichen Empfinden der Siebzehn resp. Drei anheimgegebenen Justiz rechtfertigen konnten, aber zu Casanovas Zeiten hatte die Institution etwas Petrefaktes, in ihrer undurchdringlichen Hülle Grauenhaftes. Es scheint allerdings, als ob die Inquisition sich im grossen und ganzen von gerechten Erwägungen leiten liess; sympathisch an ihr berührt jedenfalls die Thatsache, dass sie die Person nicht ansah und sogar mit offener Vorliebe Angehörige der höchsten Gesellschaftskreise zur Rechenschaft zog, auch war Stimmeneinheit nötig, um ein Urteil zu fällen. Sogar der Doge hatte sich dieser höchsten Staatsgewalt zu unterwerfen.

In welcher intensiven Weise das Spionagesystem benützt wurde, um ein engmaschiges Netz über das kleine Staatsgebiet zu werfen, erhellt aus der Angabe von Siebenkees in seiner Geschichte der venetianischen Staatsinquisition (1791), dass in den Jahren 1773 und 1774 annähernd 400 000 Dukaten, also eine für damalige Zeiten ungeheure Summe, für Späherdienste ausgegeben wurden. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete die Inquisition den fremden Gesandten, sogar Reisen von

Venetianern ins Ausland erregten ihr höchstes Missfallen, und hieraus erklärt sich eben, wie schon erwähnt, der starke Verdacht, den die unvorsichtigen Beziehungen Casanovas zu Bernis, sowie seine häufigen Reisen erregen mussten. Mag man übrigens noch so sehr die Einrichtung der Staatsinquisition verabscheuen: sie hatte doch das Gute, dass sie dem Uebermut der Nobili steuerte und den friedestörenden Elementen ein beständiges und unheimliches Memento bedeutete.

Nach zweijährigem, lustigem Leben geriet Casanova Bedrängnisse. in Bedrängnisse. Bragadino wollte trotz seiner dreiundsechzig Jahre noch einmal heiraten und begann die reichlichen Zuwendungen an seinen Pflegesohn etwas einzudämmen, übergrosse Spielverluste hatten diesen dermassen mitgenommen, dass er alle Pretiosen versetzen und ausserdem bedeutende Schulden kontrahieren musste, enttäuschte Mädchen und beleidigte Ehemänner drangen mit lauten Klagen auf ihn ein, und zum Ueberfluss hing das Damoklesschwert der Inquisition über seinem Haupte, jeden Augenblick bereit, ihn zu vernichten. Es fehlte zwar nicht an warnenden Stimmen, die ihm rieten, schleunigst ins Ausland zu flüchten, aber er glaubte allen Widersachern Trotz bieten zu dürfen. Als er am 20. Juli 1755 Abends heimkehrte, musste er hören, dass eine Schar Sbirren unter dem Vorwande, eingeschmuggeltes Salz zu suchen, seine ganze Wohnung durchstöbert hatte. Wütend läuft er zu Bragadino, und dieser, der früher selbst eine Zeit lang Mitglied der Inquisition gewesen war, beschwört ihn, ohne Verzug nach Florenz zu fliehen. Casanova pocht auf seine Unschuld und lehnt den Rat ab. Am 26. Juli Morgens wurde er durch den Messer grande, den Polizeichef, verhaftet.

Die näheren Umstände der Verhaftung Casanovas Verhaftung 1755. und seiner Untersuchungssache werden von ihm, der darüber nur auf Vermutungen angewiesen war, nicht ganz richtig und eingehend angegeben. Die im Staatsarchiv in Venedig befindlichen Inquisitionsakten ergeben folgendes. Der Edelsteinschneider Giambattista Manzuzzi, ein gewerbsmässiger Spion der Staatsinquisition,

war mit der Zusammenbringung von belastendem Material gegen Casanova beauftragt worden und Manuzzi entledigte sich, wie seine Rapporte beweisen, dieser ehrenvollen Aufgabe mit anerkennenswerter Geschicklichkeit. Casanova, so heisst es in den Rapporten, wohnhaft in der Calle di Mezzo, vierte Thüre rechter Hand, bei der Witwe des Leopoldo dal Pozzo, sei ein Freimaurer, der sich über Einrichtungen der katholischen Kirche lustig mache und sich zum vollkommenen Atheismus bekenne, er verkehre täglich mit Zechkumpanen im Kaffeehause zum triumphierenden Roland oder in der Weinstube la Malvasia und führe dort aufwieglerische Reden, stosse Lästerungen gegen Gott und die Heiligen aus, spreche auch häufig französisch, beschäftige sich mit Zauberei und Kabbala, lese Ariost(!), Horaz(!), Aretin und andere unzüchtige Schriften, wie z. B. den berüchtigten »Portier des Chartreux«, äussere sich abfällig über die hohen Staatsbeamten, habe gedroht, den Abbé Chiari, der ein Pamphlet auf ihn veröffentlicht hatte, totzuschlagen etc.

So abgeschmackt diese Beschuldigungen auch waren, boten sie doch der Inquisition die gewünschte Handhabe, sich des Lästigen zu versichern.

Obwohl er erst am 26. Juli 1755 verhaftet wurde, hatte der Messer grande, der seiner Sache doch sehr sicher sein musste, schon am Tage vorher folgenden Bericht aufgesetzt:

Hochberühmte und hocherhabene Herren der
Staatsinquisition!

In Befolgung der hochgeehrten Befehle Eurer Excellenzen habe ich meines Amtes gewaltet und den Giacomo Casanova ins Gefängnis abgeführt und habe in seiner Wohnung alle diese Papiere vorgefunden, die ich Euren Excellenzen hiermit in tiefster Ehrfurcht übersende.

25. Juli 1755.

Mattio Varuti
Messer grande.

Unterm 21. August, also erst vier Wochen nach der Verhaftung, befindet sich im Geschäftsjournal des Sekretärs folgender Eintrag:

Nachdem die sehr bedenklichen Missethaten des Giacomo Casanova, besonders öffentliche Schmähungen der heiligen Religion, zur Kenntnis Ihrer Excellenzen gekommen sind, haben diese den Casanova verhaften und unter die Bleidächer bringen lassen.

Eine spätere Randnote lautet:

Besagter Casanova wurde zu fünf Jahren unter den Bleidächern verurteilt.

Es scheint, als ob die Urteile den Gefangenen niemals mitgeteilt wurden, so dass die Armen schmachteten, ohne zu wissen, wie lange. Es kam sogar vor, dass Todesurteile erst nach mehrjähriger Haft vollstreckt wurden. Auch Casanova war, wie man aus den Memoiren weiss, völlig im Unklaren über sein Geschick, und da er die Befürchtung hegte, zu lebenslänglichem Kerker verurteilt zu sein, so bereitete er seine Flucht vor, die er denn auch, so unausführbar sie schien, mit Mut und Entschlossenheit glücklich bewerkstelligte.

Im Galakostüm, mit Tressen- und Federnhut, gleich als ob es zur Hochzeit ging, von einigen Dutzend Häschern begleitet, war Casanova dem Messer grande gefolgt; man brachte ihn zuerst in das neben dem Dogenpalast befindlichen und durch die sogenannte Seufzerbrücke mit diesem verbundene Gefängnis, dann in den Dogenpalast, wo ihn der Sekretär der Staatsinquisition, Domenico Cavalli, erwartete und ihn mit den Worten »Mettetelo in deposito« ohne Verhör dem Kerkermeister übergab.

Casanova hat in seinen Memoiren und vorher schon in der »Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs« eine ausführliche und anziehende Darstellung seiner Gefangenschaft und Flucht gegeben. Da gerade die Schilderung der Flucht auf ihre Wahrhaftigkeit hin häufig angezweifelt worden ist, weil sie mit den baulichen Verhält-

Flucht 1756.

nissen des Dogenpalastes nicht recht in Einklang zu bringen wäre, so ist es von Interesse, seine Angaben an der Hand der Inquisitionsakten zu prüfen. Dass die Flucht durch gewaltsamen und listigen Ausbruch erfolgte, darüber kann kein Zweifel obwalten, denn die Akten bekunden, dass der Kerkermeister Lorenzo Bassadonna für das Entrinnen seines Häftlings mit dem Kopfe büssen musste, und ferner liegen bei den Akten die Rechnungen der Handwerker für Ausbesserung der Schäden an Decken, Fenstern, Fussböden u. s. w., die durch den Ausbruch entstanden waren. Ich habe mich an Ort und Stelle bemüht, den von Casanova bewohnten Dachkerker nach seiner Beschreibung aufzufinden, indessen vergeblich. Die schauerlichen Kellergefängnisse bestehen noch und sind wohl allen, die Venedig besuchten, bekannt, aber das Dachgeschoss wurde bei der Besetzung der Stadt durch die Franzosen teilweise zerstört, später kamen bauliche Veränderungen hinzu.

In der obenerwähnten »Histoire de ma fuite etc.« — Näheres darüber folgt später in der Bibliographie — befinden sich zwei Kupfer von Berka, die ich der Kuriosität halber hier reproduziere (Fig. 2 und 3): das eine stellt die Einbringung des Delinquenten in den Dogenpalast dar, das andere die Flucht. Der gute Berka hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, den Text, zu dessen künstlerischer Ausschmückung er berufen war, zu lesen; er zeichnet einfach eine unglaubliche Fassade und lässt den Flüchtling in den Kanal herunterklettern. Hiervon ist aber in Casanovas Darstellung mit keinem Wort die Rede, dieser Weg wäre auch nur bei Benützung sehr langer Seile möglich gewesen, wie ein Blick auf den Kanal (Fig. 4) zeigt. (Auf diesem Bilde liegt rechts das alte Untersuchungsgefängnis, in der Mitte die sogenannte Seufzerbrücke, links die Kanalfassade des Dogenpalastes.) Ich gebe noch ein Bild des Palastes in seiner jetzigen Gestalt (Fig. 1). Casanovas Dachkerker muss nach seiner Beschreibung eine der Bodenkammern gewesen sein, deren Luken über der Hauptfassade rechts erkennbar sind. Er nahm von dort seinen Weg über den



Dachfirst des rechten, gegen den Kanal liegenden Palastflügels, gelangte durch eine der dortigen Luken in das Innere und wandte sich durch verschiedene Säle dem Hof zu, von wo er auf den Markusplatz (links) hinaus ins Freie gelangte. Er bestieg dann eine Gondel und liess sich zum Festland hinüber nach Mestre rudern. Das geschah in der Nacht und in den frühen Morgenstunden vom 31. Oktober zum 1. November 1756, also nach einer Gefangenschaft von mehr als fünfzehn Monaten. Mit ihm entfloh der Priester Balbi, eine von Casanova sehr unvoretheilhaft geschilderte Persönlichkeit. Sie nahmen ihren Weg durch Tirol und Oberbayern auf der damaligen Heerstrasse Innsbruck, Zirl, Walchensee und Partenkirchen nach München, hier langte Casanova, der von Bozen aus Bragadino um Geldmittel angegangen hatte, in Begleitung des Balbi gegen Mitte November 1756 an und verschaffte sich vom Kurfürsten die Zusicherung ungestörten Aufenthaltes in Bayern. Balbi wurde zum Dechant nach Augsburg geschickt, er hielt es aber hier nicht lange aus, sondern zog es vor, im Frühling 1757 unter Mitnahme von Geld, Pretiosen und einer Dienstmagd des Dechanten nach Chur in der Schweiz, später nach Brescia, das zur venetianischen Republik gehörte, zu fliehen. Er wurde in Brescia verhaftet, nach Venedig gebracht und wiederum in den Bleikammern festgesetzt. Nach wechselreichen Schicksalen starb er 1785 im Elend.

Casanova erholte sich in München einige Wochen lang München 1756. von seinen Gefängnisstrapazen — er verdankte der Hitze unter den Bleidächern ein peinliches Unterleibsleiden, das ihn bis zum Tode zeitweilig mit heftigen Schmerzen plagte — und reiste dann in Gesellschaft der Schauspielersfamilie Rivière nach Paris, wo er am 5. Januar 1757 ankam, an jenem Tage, da Ludwig XV. dem Mordanschlag des Damiens entgangen war. Casanova wurde mit vielen anderen in dem Wirrwarr irrtümlich verhaftet und war später Zeuge der grauenvollen Hinrichtung (28. März, »exécuté à la satisfaction de toute la nation indignée«, wie das zeitgenössische »Journal historique« Paris 1757,
2. Aufenthalt.

sich ausdrückt) des halbverrückten Attentäters. Zahlreiche Zeitgenossen ausser ihm haben diesen Akt beschrieben, in dem die ganze scheusälige Justiz der »guten alten Zeit« noch einmal einen Glanzpunkt erreichte — ein Glanzpunkt, zu dem der letzte Berliner Scheiterhaufen von 1786 nur ein schwaches Gegenstück bildete. Ganz Paris, von der Pompadour bis zum letzten Gassenkehrer, labten sich stundenlang an dem grauenhaften Schauspiel.

Bernis.

Der scharmante Abbé de Bernis, Casanovas Genosse der lustigen Venediger Tage, hatte sich inzwischen in einer überschnellen Laufbahn zum Conseiller d'état aufgeschwungen und wurde im Juni Minister des Auswärtigen. Am 30. Nov. 1758 empfing er aus den Händen Ludwigs XV. den Kardinalshut*) und vierzehn Tage darauf — wurde er durch eine lettre de cachet nach Soissons verbannt. Man ernannte ihn später zum Erzbischof von Albi, von 1768—1791 war er französischer Gesandter in Rom, er starb 1794.

An Bernis, zu dieser Zeit persona gratissima beim König und, was vielleicht noch mehr sagen wollte, durch geheimnisvolle Fäden mit dem Kabinett der königlichen Maitresse eng verbunden, hatte Casanova einen Rückhalt, wie er ihn sich kaum besser wünschen konnte. War es ihm schon bei seinem ersten Aufenthalt an der Seine als homo novus geglückt, festen Fuss in der »Gesellschaft« zu fassen, so setzte er sich jetzt, wo seine Abenteuer und seine kühne Flucht schon den allgemei-

*) Der Pariser Gassenwitz äusserte sich darüber in folgenden ahnungsvollen Strophen:

Moins religieux que profane,
Bernis à la cour en soutane
Fut ministre dès qu'il parut;
On fit pour lui ce qu'il voulut,
Il eut une grande dépense;
De sa chute est-ce le signal?
On dirait que cette Éminence
N'a le chapeau de cardinal
Que pour tirer la révérence.

(Chansonnier historique du XVIII^e siècle, Paris, 1882.)

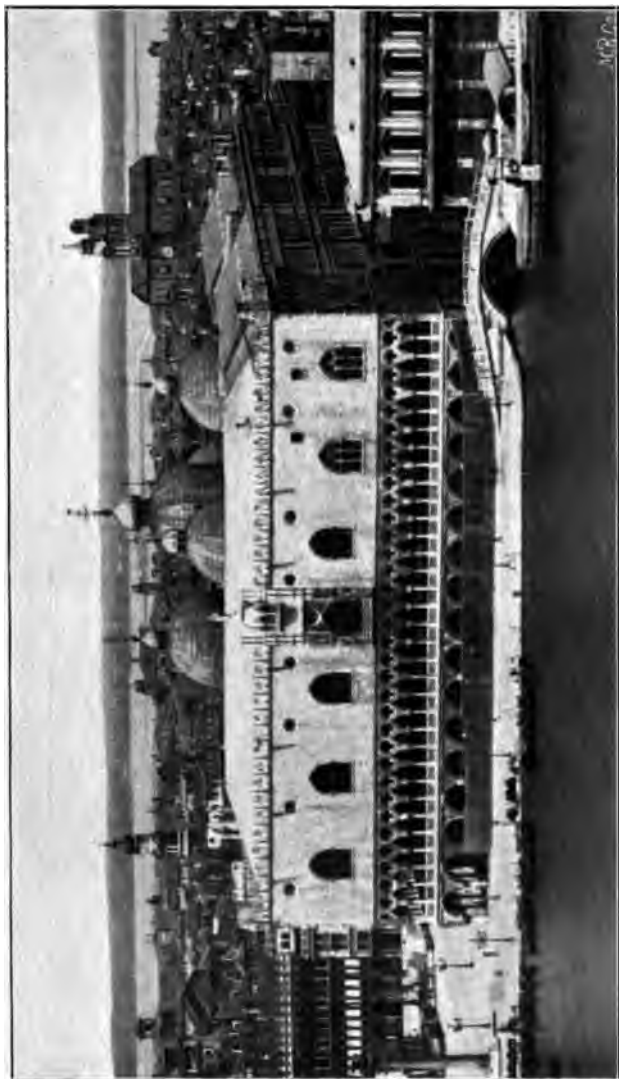


Fig. 1. Der Dogenpalast in Venedig.



Fig. 2.

Nachbildung des Stiches aus der „Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs“, Leipzig 1788.

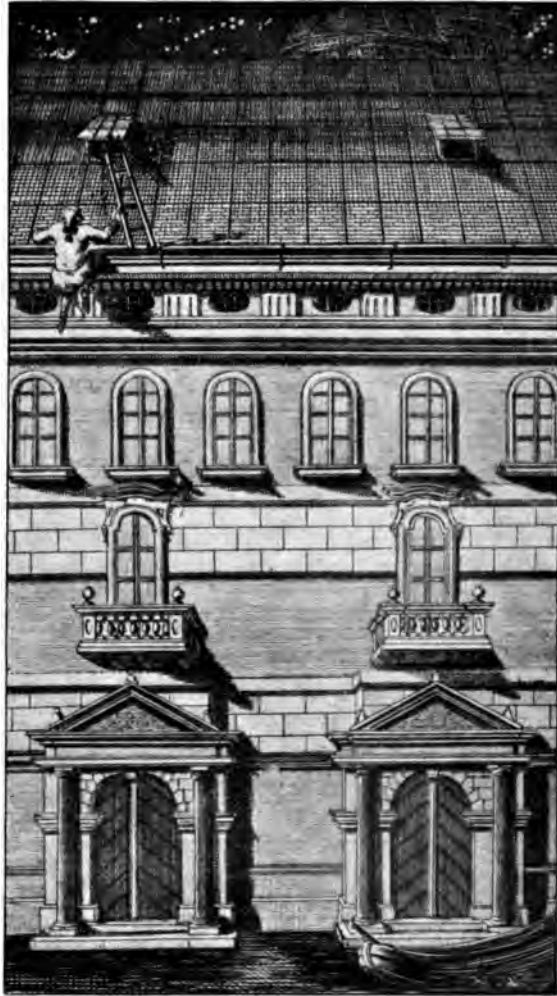


Fig. 3.

Nachbildung des Stiches aus der „Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs,“ Leipzig 1788.



Fig. 4. Dogenpalast in Venedig
Kanalseite mit der Seufzerbrücke.

nen Gesprächsstoff abgeben, desto siegesgewisser in den Sattel. Ein Mann wie er, mit seinen körperlichen — er war sehr gross und stark, von edler und einnehmender Physiognomie — und geistigen Eigenschaften, war prädestiniert für diese genussüchtige, lebhafte, skrupellose, geistreiche, liederliche und verderbte Gesellschaft. Er brauchte nur zuzugreifen, und was er haben wollte, das hielt er fest. Seine scharf beobachtende und sicher urteilende Anschlängigkeit befreundete ihn mit den politisch einflussreichen Persönlichkeiten, sein Witz mit den Philosophen, seine Ritterlichkeit mit den Kavalieren, seine Verwegenheit und Leidenschaft mit den Damen, seine Freigebigkeit und Gutmütigkeit mit aller Welt. Was ihm noch besonders zu statten kam, das waren seine kabbalistischen Neigungen, in denen er sich teils ernsthaft, teils mit unverhüllter Ironie gefiel. Zu einer Zeit, wo die Zweifler und Gottesleugner dem krassen Aberglauben huldigten, wo der Operetten-Graf Saint-Germain mit Fürsten und Philosophen an einem Tische speiste, fiel es Casanova nicht schwer, in den Ruf übernatürlicher Fähigkeiten zu gelangen, ohne dass er es absichtlich darauf anlegte.

Bernis versah ihn mit Geld und attachierte ihn den mächtigen Finanzmännern de Boulogne, dem Generalkontrolleur, und Duvernay. Der Staat brauchte Geld, kostspielige Kriege hatten die Finanzen zerrüttet, und Duvernay arbeitete gerade an einem Lotterienprojekt, das der Krone grossen Gewinn in Aussicht stellte. Casanova fand sich mit Geistesgegenwart schnell in die Situation, revidierte und ergänzte das Projekt, widerlegte die dagegen vorgebrachten Bedenken und wusste einen so vorzüglichen Eindruck auf Duvernay zu machen, dass dieser dem anschlängigen Italiener sein ganzes Vertrauen schenkte.

Die Lotterie.

Die Lotterie kam zu stande und Casanova wurde als Direktor von sechs Einnahme-Anstalten mit einem ansehnlichen Gehalt eingesetzt, von diesen Anstalten verkaufte er sofort fünf und die sechste verwaltete er, indem er durch geschickte Kniffe das spiellustige Publi-

kum an sich lockte, mit solchem Glück, dass er im Handumdrehen ein wohlhabender Mann wurde. Im Mai 1757 attachierte ihn Bernis dem Ex-Jesuiten Abbé de Laville, Leiter des Auswärtigen Amtes, der ihn im geheimen politischen Auftrag nach Dünkirchen sandte. Der Auftrag war lächerlich genug, da es sich um Auskünfte über den Zustand der vor Dünkirchen ankernden französischen Flotte handelte und Casanova wohl schwerlich ein fachgemässes Urteil darüber abgeben konnte, aber er steckte mit Vergnügen die 12000 Livres Gratification ein und benützte die Gelegenheit, um sich nach alter Gewohnheit in Dünkirchen, Aix und Amiens in private Händel und Liebesintrigen zu verwickeln.

In demselben Jahr noch machte unser Held eine Bekanntschaft, die ihn zu einer anscheinend nicht unbedenklichen Ausnützung seiner magischen Künste verlockte. Ein vornehmer Offizier aus einer der ältesten Adelsfamilien Frankreichs, Graf de la Tour d'Auvergne, skrupelloser Lebemann und Schuldenmacher, brachte Casanova in leicht zu durchschauender Absicht mit seiner reichen Tante, der Marquise Jeanne d'Urfé, in Verbindung. Bevor ich darauf eingehe, lasse ich einem Zeitgenossen und Freunde des Venetianers, dem bekannten Librettisten und Mitarbeiter Mozarts, Lorenzo Da Ponte*), das Wort, weil er in seiner wenig bekannten Erzählung ein Thema

Lorenzo
Da Ponte.

*) Lorenzo Da Ponte (auch D'Aponte geschrieben), geboren am 10. März 1749 zu Ceneda im Venetianischen, gestorben am 17. August 1838 in New York, studierte im geistlichen Seminar zu Treviso und wurde dort 1771 Professor, bald aber wegen freigeistigen Anschauungen seines Amtes enthoben und aus dem venetianischen Gebiet verwiesen. Er begab sich nach Dresden, fand dort am Grafen Marcolini einen Gönner und wurde später Theaterdichter an der kaiserlichen Hofbühne in Wien. Er schrieb Operntexte, trat 1785 mit Mozart in Verbindung und dichtete für ihn die Texte zu »Figaro« und »Don Juan«. Nach seiner Entlassung ging er nach Triest, dann an die italienische Oper in London und später nach New York, wo er zuerst italienischen Sprachunterricht erteilte und sich dann, immer mit unglücklichem Erfolge, in verschiedenen Berufsarten versuchte. Zuletzt begründete er eine italienische Oper, die er bis zu seinem Tod leitete.

berührt, das, wenn er auch keine Namen nennt, offenbar Casanovas Anschläge gegen die Marquise d'Urfé behandelt. Da Ponte erzählt in seinen (italienisch geschriebenen) »Memorie« (4 Bände, New York, 1823—27) folgende Episode aus der Zeit, da er Casanova als alternden Mann in Wien wiedersah:

* * *

»Meine Absicht war, nach Dresden zurückzukehren, aber da ich mich erinnerte, dass einer meiner Schuldner von einigen hundert Gulden, Casanova, in der Nähe Wiens wohnte, nahm ich die Gelegenheit wahr, um eine Summe einzukassieren, die ich gerade gut gebrauchen konnte. Ich wurde aufs beste aufgenommen, aber es dauerte nicht lange und ich bemerkte, dass seine Börse keineswegs besser bestellt war als die meinige, und um ihm eine Demütigung zu ersparen, reklamierte ich erst gar nicht, was ihm doch unmöglich gewesen wäre mir zu geben. Nachdem ich zwei oder drei Tage mit ihm verbracht hatte, kündigte ich ihm meine Abreise nach Dresden an; unglücklicherweise erbot er sich, mich bis Teplitz zu begleiten, zehn oder zwölf Meilen von den Gütern des Grafen von Waldstein entfernt, dessen Sekretär und Intendant er war. Diese Idee, die ich ihm nicht ausreden konnte, nötigte mich noch ein Pferd und einen Postillon zu mieten. Dieser warf uns im vollen Trabe um und wir verloren einen halben Tag mit der Reparatur des Wägelchens. Ungeachtet der Reparatur erwiesen sich Ross und Wagen als unfähig weiter zu reisen, und ich war gezwungen für sechzig Piaster zu verkaufen, was mich mehr als hundert gekostet hatte. Mehr noch, Casanova, der sich zum Unterhändler in dieser unglückseligen Affaire aufwarf, besass, als er mir meine sechzig Piaster vorzählte, die Klugheit, zwei Zechinen zurückzubehalten, um damit seine Rückkehr nach Hause zu bewirken. Er fügte hinzu, dass er mir, da er diese zwei Zechinen ebenso wenig heimzahlen könnte wie die anderen mir schuldigen Beträge, zur Entschädigung drei Ratschläge geben

Da Ponte über
Casanova.

wollte, die nützlicher wären als alle Schätze der Welt. »Wenn Sie Ihr Glück machen wollen,« sagte er, »gehen Sie nicht nach Paris, lieber nach London, aber hüten Sie sich in dieser Stadt den Fuss ins Café Italien zu setzen und vor allen Dingen unterzeichnen Sie niemals irgend ein Papier.« Ach, hätte es doch der Himmel gegeben, dass ich den beiden letzten Ratschlägen gefolgt wäre, denn ein grosser Teil der Geldverluste, die ich in London erlitt, und des Unheils, das sich über mich ergoss, war weiter nichts als die Folge meiner häufigen Besuche in jenem Kaffeehaus und der Unterschriften, die ich achtlos gab, ohne die Folgen zu bedenken!

Als ich mich von ihm verabschiedet hatte, wünschte meine Frau, die durch die Manieren dieses aussergewöhnlichen Greises peinlich berührt war, einige Einzelheiten aus seinem Leben kennen zu lernen: ich erzählte ihr, was ich darüber wusste, und dieses Thema verschaffte uns einige angenehme Stunden der Unterhaltung. Ich rufe mir hier ein paar Episoden wieder ins Gedächtnis zurück, wenigstens jene, deren Augenzeuge ich war.

* * *

Giacomo Casanova wurde in Venedig geboren. Nach mannigfachem Missgeschick wurde er auf Befehl des Inquisitions-Tribunals in den unter dem Namen Bleigefängnis bekannten Kerker geworfen und zwar infolge der einfachen Denunziation einer Dame, die sich bei einem der Mitglieder dieses fürchterlichen Tribunals darüber beschwert hatte, dass Casanova ihrem Sohn Voltaire und Rousseau zu lesen gäbe. Nach acht oder neun Jahren war er glücklich genug, aus diesem schauderhaften Gefängnis zu entinnen und das venezische Staatsgebiet zu verlassen*). Die Geschichte seiner Flucht wurde unter dem Titel: „Le Nouveau Trenck“ gedruckt**).

Er besuchte verschiedene europäische Hauptstädte, unter andern Paris. In der Menge der unzähligen Aben-

*) Es ist kaum nötig, auf die mannigfachen Irrtümer in Da Pontes Angaben ausdrücklich hinzuweisen.

**) Siehe Bibliographic.

teuer, deren Held er war, giebt es eines, das ich auswähle, um seine Persönlichkeit eingehender zu schildern: ein insofern unbekanntes Abenteuer, als er sich wohl gehütet hat, es in seinen Memoiren zu erwähnen.

Seine Leidenschaften waren lebhaft und seine Laster zahlreich. Um die einen wie die anderen zu befriedigen, brauchte er viel Geld. Hatte er wenig, so schienen ihm alle Mittel gut, sich welches zu verschaffen. Als er eines Tages mehr noch als gewöhnlich in Verlegenheit war, wurde er einer alten, sehr reichen Dame vorgestellt, die in dem Rufe stand, eine Schwäche für hübsche junge Leute zu haben. Hiervon unterrichtet, begann Casanova bei ihr zu girren und ihr tausend kleine Dienste zu leisten, endlich gelangte er zu einer Erklärung. Aber die Dame, die täglich in ihrem nur zu treuen Spiegel ihre Falten sich vermehren sah und die wohl wusste, dass ihre Vertrauen einflössende Schatulle an ihrer Person das anziehendste war, widerstand unerbittlich. Da kam Casanova auf den Einfall, ihr wie ein grosses Geheimnis anzuvertrauen, dass er die Kraft des Verjüngens besässe und der Dame den längst verblassten Glanz ihrer fünfzehn Jahre wieder verleihen könnte. Er erbot sich ihr den unwiderleglichen Beweis zu liefern. Die entzückte Dame nahm das vertrauliche Geständnis mit unsagbarer Freude entgegen und wollte die Probe sehen. Ohne eine Minute zu verlieren, begab sich Casanova sofort zu einer Courtisane und versprach ihr eine ziemlich bedeutende Summe, wenn die Komödie, die sie spielen sollte, glückte. Er malte ihr Runzeln an und staffierte sie dermassen aus, dass sie nicht wiederzuerkennen war, dann führte er sie zu der Dame, der er vorsichtshalber empfohlen hatte, ihre Domestiken zu entfernen. Er stellte ihr sein Versuchsobjekt vor, das mindestens seine siebenzig Jahre zu zählen schien, und zog, ein paar unverständliche Worte murmelnd, aus seiner Tasche eine Phiole, deren Inhalt er das Mädchen trinken liess — dann legte er die angebliche Greisin auf ein Sofa und bedeckte sie mit einem schwarzen Tuche, unter dem sie sich von ihrer Maskerade befreien konnte. Einige Minuten

später sprang sie leichtfüssig mitten ins Zimmer und zeigte sich den erstaunten Augen der Dame im ganzen Glanze ihrer Schönheit. Die masslose Verblüffung der Dame ist leichter zu verstehen als zu schildern. Sie umarmte, erstickte das junge Mädchen in ihren Armen und überhäufte es mit Fragen, denen dieses gewandt antwortete. Da Casanova weitläufige Erklärungen vermeiden wollte, schnitt er die Unterhaltung kurz ab und beeilte sich das junge Weib aus dem Hause zu schaffen. Bei seiner Rückkehr fand er die Dame in fieberhaftem Enthusiasmus. Sie sprang ihm an den Hals, öffnete den Geldschrank und zeigte ihm Gold und Diamanten mit der Versicherung, dass diese Schätze sein wären, wenn er sich entschliessen könnte, auch sie zu verjüngen. Casanova zeigte sich ganz einverstanden damit und traf die Vorbereitungen zu der wunderbaren Operation, der sich die Närrin willig unterwarf. Er liess sie bis auf den letzten Tropfen einen Likör trinken, der diesmal kein unschuldiges Zeug war, sondern dem er eine Dosis Laudanum beigemischt hatte, dann breitete er sie auf dem nämlichen Sofa aus und bedeckte sie mit demselben Tuche. Unter der Wirkung des Narkotikums verfiel sie alsbald in tiefen Schlaf. Er liess sie in Frieden schnarchen, erbrach den Geldschrank, bemächtigte sich der Schatulle mit den Kleinodien, löschte die Lichter aus und rannte goldbeladen zu seinem Diener, einer Art von Don Basilo, der schon lange in seinen Diensten stand und dem er befohlen hatte ihn auf der Strasse zu erwarten. Da er diesem Manne volles Vertrauen entgegenbrachte, überliess er ihm die Schatulle und bezeichnete ihm eine Gastwirtschaft, wo sie sich treffen wollten, zehn oder zwölf Meilen vor Paris.

Man sagt, dass die Spitzbuben manchmal Augenblicke haben, wo ihnen ihr Wort heilig wäre, und dass sie Bedenken trügen, es zu brechen. Das mag wohl sein, denn Casanova, der vor einer so infamen Handlung gegen ein vertrauensseliges Weib nicht zurückgeschreckt war, hielt sich für verpflichtet, der Courtisane, seiner Mitschuldigen, die fünfzig Louis zu bringen, die er ihr versprochen hatte.

Während sich die Beiden über die Leichtgläubigkeit ihres Opfers lustig machten, brachte sich sein Diener Jakob mit dem Schatz in Sicherheit ins Ausland. Die fünfzig Louis der Courtisane waren alles, was Casanova von dem Gelde genommen hatte. Er sass nun ohne einen Groschen da. Nachdem er vergeblich alle Gastwirtschaften der Stadt und der Umgebung durchsucht hatte, Diener und Schatz wiederzufinden, verfluchte er die alte Frau, die Courtisane und sich selbst, der so geschickt war, die anderen zu betrügen, und so ungeschickt, sich von einem Menschen dupieren zu lassen, den er für einen Tropf gehalten hatte.

Da er sich vor weiterem Aufenthalt in Paris fürchtete, gedachte er nach Venedig zurückzukehren. Er verschaffte sich den Eingang in diese Stadt durch eine geistvolle Schrift, die ihm Ruf verschaffte: den »Anti-Amelot«, die Widerlegung eines von einem giftigen Autor verfassten Buches, das die Einrichtungen der hohen Republik angriff: diese Schrift verschaffte ihm gute Aufnahme in seiner Vaterstadt, die er mutig verteidigt hatte. Im Jahre 1777 machte ich seine Bekanntschaft bei Zaguri und Memmo, die alle beide seine immer interessante Unterhaltung suchten und bei diesem Manne vorlieb nahmen mit dem, was Gutes an ihm war, und in Anbetracht seines Genies die Augen schlossen vor dem, was diese Natur Verkehrtes besass. Ich ahmte sie darin nach, und selbst heute, nachdem ich versucht habe, mir diese Natur klar zu machen, vermöchte ich kein Urtheil abzugeben über dieses bizarre Wesen, eine sonderbare Mischung von guten Eigenschaften und von Lastern.

Kurz vor den Ereignissen, die mich zwangen, Venedig zu verlassen, verscherzte mir eine kindische Diskussion über die lateinische Prosodie seine Freundschaft. Niemals gab Casanova ein Unrecht zu. Ich reiste ab und während dreier Jahre hörte ich nicht einmal seinen Namen nennen.

* * *

In einer Nacht, zu Wien, träumte ich, dass ich ihn auf dem Graben sähe, dass er mich aufmerksam fixierte und, nachdem er mich erkannt, mich eilends in seine Arme schloss, ausserdem schien es mir, als ob sich Salieri (der Komponist und Freund Da Pontes) als Dritter bei uns befand. Ich erzählte meinem Bruder von diesem Traum.

Salieri sah alle Morgen nach mir; am selben Tage dieses Traums kam er zur gewohnten Stunde und wir gingen in die öffentlichen Anlagen spazieren. Am Graben angelangt, bemerkte ich, auf einer Bänk sitzend, einen Greis, der mich in sonderbarer Weise anblickte. Während ich das gleiche that und in meinen Erinnerungen forschte, erhob er sich und lief mit den lebhaftesten Gestikulationen auf mich zu. Er war es! Es war Casanova, der mich mit lauter Stimme bei Namen nannte und voller Aufregung rief: »Lieber da Ponte, welche Freude Sie wiederzufinden!« Es waren genau dieselben Worte, die ich in meinem Traum vernommen hatte. Wer an Träume glaubt, ist ein Narr, sagt man; aber was ist der, der gar nichts davon hält?

Er hielt sich einige Jahre in Wien auf, und weder ich noch sonst jemand könnte sagen, was er dort that und wovon er lebte. Ich sah ihn oft, mein Haus und meine Börse standen ihm offen, und wenn ich auch seine Grundsätze und seine Lebensführung durchaus missbilligte, so hätte ich mir doch manche Widerwärtigkeiten und Beschwerden ersparen können, wenn ich einigen seiner Ratschläge gefolgt wäre.

Kurze Zeit nach diesem unerwarteten Zusammenreffen sah ich ihn, als ich auf dem nämlichen Graben mit ihm spazierte, die Stirn runzeln, mich brüsk stehen lassen und sich beflügelten Schrittes auf einen Mann stürzen, den er am Rockkragen fasste, indem er schrie: »Habe ich dich endlich erwischt, Brigant!« Die Leute scharten sich um ihn, angelockt durch die sonderbare Scene, und der Auflauf wurde immer grösser. Ganz verblüfft, stand ich zuerst starr da, dann, nach zwei Minuten der Ueberlegung, rannte ich zu ihm, fasste ihn

am Arm und zog ihn aus der Menge heraus. Da gestand er mir, dass dieser Mann, ein gewisser Costa, jener Bediente wäre, der sich damals mit der Schatulle und ihrem Schatz davongemacht hätte. Dieser Costa, den Ausschweifungen und schlechte Gesellschaft vollends verdorben hatten, befand sich augenblicklich im grössten Elend. Kammerdiener eines grossen Wiener Herrn und mit seinen subalternen Obliegenheiten den Beruf eines Poeten vereinigend, gehörte er zu jenen, die mich mit ihren Schmähschriften überhäuft hatten, als ich noch bei Joseph II. in Gunst stand. Wir setzten unsern Spaziergang fort und sahen Costa in ein Kaffeehaus eintreten, aus dem bald darauf ein Kellner kam und Casanova ein Billet überreichte; dieses Billet enthielt vier Verse mit folgendem Sinn:

»Casanova, du hast gestohlen, ich bin deinem Beispiel gefolgt. Du bist mein Meister, ich bin bloss dein Schüler. Keinen Lärm! Das ist das beste, was du thun kannst.«

Diese wenigen Worte riefen eine starke Wirkung hervor; Casanova wurde nachdenklich, dann brach er in Lachen aus, neigte sich zu meinem Ohr und sagte: »Meiner Treu, der Schlingel hat recht.« Indem er sich darauf dem Kaffeehause näherte, bedeutete er Costa herauszukommen, und die beiden gingen dann Seite an Seite, so ruhig plaudernd, als ob nichts vorgefallen wäre. Einige Augenblicke später trennten sie sich, indem sie sich zu wiederholten Malen wie zwei intime Freunde die Hand schüttelten. Als Casanova zu mir zurückkam, trug er an einem seiner Finger eine Gemme, die ich bei ihm noch nicht bemerkt hatte und die einen Merkur darstellte — ein sonderbares Zusammentreffen. Ich nehme an, dass diese Gemme das einzige Ueberbleibsel war, das er aus dem niedrigen Gaunerhandel retten konnte. Die Scene kennzeichnet den Charakter des Mannes zu sehr, als dass ich Kommentare hinzuzufügen brauchte.«

* * *

Es wird sich später Gelegenheit bieten, auf Da Pontes Erzählung zurückzukommen, seine Angaben sind jedenfalls fehlerhaft genug. Er sagt, dass er nur solche Geschichten erzählen wolle, deren Augenzeuge er war -- er lernte aber Casanova erst im Jahre 1777 kennen, während dessen zweiter Aufenthalt in Paris und sein Verkehr mit der d'Urfé in die Jahre 1757—63 fällt! Der gute Da Ponte, ein liebenswürdiger, aber die Ausschmückungen liebender Memoirenschreiber, erzählt eben nur eine aus Wahrheit und Dichtung gemischte, anekdotenartig zugestutzte Klatschgeschichte und würde, wenn er wirklich von ihrer Wahrheit überzeugt gewesen wäre, schwerlich an anderen Stellen mit soviel Sympathie von Casanova sprechen. Hätte dieser den Betrug in der geschilderten Weise verübt, so würde er sicherlich keinen Anstand genommen haben, den Vorgang in den Memoiren ausführlich zu berichten. Um seine moralischen Ansichten in dieser Hinsicht zu beleuchten, zitiere ich seine folgenden Worte:

»Man wird lachen, wenn man sieht, wie oft ich mir kein Bedenken daraus machte, Thoren, Schelme und Narren zu betrügen, wenn ich ihrer bedurfte. Was die Frauen anlangt, so ist bei ihnen das Hintergehen und Hintergangen werden gegenseitig. Man zieht es nicht mit in die Rechnung, denn gewöhnlich werden, wenn die Liebe im Spiel ist, beide Teile angeführt. Anders jedoch ist es mit den Narren. Jedesmal habe ich mir Glück gewünscht, wenn es mir gelungen war, einen in meine Netze zu locken. Sie sind so unverschämt und anmassend, dass sie den Verstand und Geist wohl gegen sich herausfordern müssen. Man rächt ihn, wenn man einen Narren betrügt, und der Sieg verlohnt sich der Mühe, denn der Narr ist gepanzert und man weiss nicht, wo man ihn packen soll. Einen Narren hinters Licht zu führen, ist ein Unternehmen, das einen Mann von Geist ziert. Seit meiner Geburt habe ich einen unüberwindlichen Hass gegen diese Brut im Blute gehegt, weil man jedesmal selbst zum Narren wird. Doch unterscheide ich sie von den dummen Menschen; diese liebe

ich, wenn ihre Dummheit nur von vernachlässigter Erziehung herrührt. Ich habe unter ihnen wackere Menschen kennen gelernt und oft einen gewissen Geist im Charakter ihrer Dummheit entdeckt. Sie gleichen Augen, die sehr schön wären, wenn sie nicht den Star hätten.«

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Marquise d'Urfé zurück, um einige authentische Angaben über diese excentrische Persönlichkeit zu sammeln, die sich nach einem ihrer Schlösser auch Jeanne Camus de Pontcarré nannte. Casanova macht im fünften Bande der Memoiren ausführliche Angaben über die Marquise, ausserdem findet sich Material in den »Souvenirs« einer Zeitgenossin, der Marquise de Créquy*), die von einem »misérable Chevalier Casanova« spricht, »dont elle (die d'Urfé) était l'adepte et par conséquent la dupe«. Die d'Urfé, so erzählt die Marquise de Créquy, beschäftigte sich damit, Kupfer in Gold zu verwandeln. »Sie ging fast gar nicht mehr aus ihrem Laboratorium heraus, in das nur wenige begünstigte Personen eingelassen wurden; ihre Gesellschaft beschränkte sich auf Adepten und Rosenkreuzer, ihre Interessen richteten sich nur auf Schmelzöfen, Retorten, Destillierkolben und Luftpumpen.« Zuerst habe der mysteriöse Graf St.-Germain ihre Verblendung ausgebeutet, dann »fiel sie in die Hände eines anderen italienischen Betrügers, genannt Casanova, der so zartfühlend war, sie niemals um Geld anzugehen, sondern nur um kostbare Steine, um daraus seine Konstellationen aufzustellen. Das Zartgefühl seines Verhaltens vermochte aber nicht das Wohlgefallen der Herren von Châtel zu erregen, die die Erben der Madame d'Urfé waren und Casanova aus dem Königreich vertreiben liessen. Geistvoll, wie er immer war, hatte er es fertig gebracht, dieser Frau den Glauben beizubringen, dass sie, die Dreiundsiebzigjährige, durch den

Marquise
d'Urfé.

*) Rénée Caroline de Froullay, Marquise de Créquy, 1714 bis 1803, vereinigte in ihrem Salon alle Männer von Geist und Ruf. Ihre »Souvenirs« (7 Bde. 1834—35, II. Aufl. 10 Bde. 1840) wurden 1835 von Percheron als Fälschung bezeichnet, ob mit überzeugender Beweisführung, ist mir nicht bekannt.

Einfluss der Gestirne und der Kabbala guter Hoffnung werden würde, dass sie zwar vor der Niederkunft sterben, aber nach 74 Tagen, keinen mehr und keinen weniger, als junges Mädchen wieder zum Leben erwachen würde. Es handelte sich nur darum, eine einzige Sache zu vermeiden, nämlich sich nicht begraben zu lassen. Unglücklicherweise wollten die Herren von Châtel hierauf nicht eingehen, vielmehr waren sie pietätlos genug, ihre Frau Grossmama für eine alte Närrin und den Herrn Chevalier Casanova für einen ausgezeichneten Spitzbuben zu halten.«

Soweit die alte Marquise de Créquy, eine Dame von amüsanter Schwatthaftigkeit und einem geradezu rührenden Adelstick. Sollten ihre »Souvenirs« wirklich eine Fälschung sein, dann muss man den Fälscher bewundern, der es so meisterhaft verstanden hat, sich in den Geist der Zeit und in die Anschauungen des alten Grand-seigneuriums zu versetzen, wenngleich auch seinen Angaben die dokumentarische Verlässlichkeit fehlt.

Künste, wie sie hier mit mehr oder weniger Berechtigung dem Venetianer zugeschrieben werden, hatten nichts Aussergewöhnliches zu einer Zeit, da Graf St.-Germain auf der Höhe seines Ruhmes stand und der »göttliche« Cagliostro sich anschickte, Freidenker, Aufklärer, Spötter und Libertiner ebensogut wie die frommen Seelen vor seinen Triumphwagen zu spannen und einen Gimpelfängerzug ohne Gleichen anzutreten.

Da diese beiden abenteuerlichen Persönlichkeiten hier in einem Atem mit Casanova zusammen genannt werden, so sei es mir gestattet, mit kurzen Worten näher auf sie einzugehen. Es ist richtig, dass unser Held die intimere Bekanntschaft mit St.-Germain im Hause der Urfé machte, dagegen irrt sich die Créquy, wenn sie jetzt schon Cagliostro mit Casanova in Verbindung treten lässt, denn thatsächlich befand sich Cagliostro zu dieser Zeit noch im Jünglingsalter und der Venetianer lernte den Magier erst im Jahre 1771 in Aix persönlich kennen, und überdies war die Bekanntschaft eine ziemlich oberflächliche; es ist ganz ausgeschlossen, dass die

Beiden gemeinschaftlich operiert haben. Casanova machte sich über St.-Germain lustig und erklärt Cagliostro für einen raffinierten Schwindler. Immerhin stimmen diese dunklen Existenzen so wunderbar zu dem ganzen Zeitgemälde, dass es sich wohl verlohnt, die Gelegenheit wahrzunehmen und ein paar Worte darüber zu sagen.

* * *

Cagliostro*), eigentlich Joseph Balsamo, wurde, väterlicherseits von jüdischer Abstammung, am 8. Juni 1743 in Palermo geboren und dort im Seminar von St. Roch, dann bei den Barmherzigen Brüdern zu Cartagirone erzogen. Er war ein äusserst geweckter, aber zu schlechten Streichen aufgelegter Knabe, der seiner anständigen Familie den grössten Kummer bereitete und sich schliesslich der Schulzucht entzog. Er führte ein ungeordnetes Leben, liess sich in unsaubere Händel ein und verwandte sein zeichnerisches Talent schon frühzeitig dazu, fremde Schriften nachzuahmen und allerlei Fälscherkünste damit zu betreiben. Seine schauspielerische Begabung liess ihn leicht Dumme ködern, deren Aberglauben er unter den verschiedensten Vorspiegelungen mit Zauberkünsten, Schatzgraben etc. ausnützte. Eine Testamentfälschung verwickelte ihn derartig, dass er es vorzog, seine Vaterstadt zu verlassen und nach Messina zu gehen. Hier lernte er seinen Meister in dem Griechen Altotas kennen, mit dem er abenteuernde Reisen im Orient und in Aegypten unternahm und in magischen Gaukeleien viel lernte. In Malta machte er die Bekanntschaft des Grossmeisters Pinto, der wie so viele seiner Zeitgenossen von einem leidenschaftlichen Hange zur Alchemie und Kabbala beseelt war und den Umstrickungen Cagliostros leicht zum Opfer fiel. Die Beziehungen zu Pinto waren von grösstem Vorteil für Cagliostro, da sie ihm nach seiner Rückkehr nach Italien den Eintritt in die besten Gesellschaftskreise verschafften. Er ging zuerst nach Rom, wo sich sogar Papst Clemens XIII.

*) Vergl. Fr. Bühlau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen, 12 Bände, Leipzig, 1850—64.

und andere Kirchenfürsten für ihn interessierten, dann nach Neapel. 1770 verheiratete er sich mit einem schönen Mädchen aus dem Volke, der Lorenza Feliziani, die, unter dem rätselhaft bezaubernden Einflusse dieses Mannes stehend, ihm bis zum Ende treu blieb und ein willenloses Werkzeug seiner Experimente und Machenschaften war, obgleich Cagliostro sich nicht gescheut hat, ihre Reize in verwerflichster Weise als Lockmittel auszunützen.

Eine dunkle Affaire, in der gefälschte Wechsel eine Rolle spielten, veranlasste Cagliostro, mit seiner Frau nach Bergamo zu entweichen, wo er sich für einen preussischen Oberst ausgab, von dort veranstaltete er eine Pilgerfahrt nach San Jago di Campostella, wandte sich dann nach Südfrankreich, traf hier 1771 in Aix mit Casanova zusammen, worüber dieser im zehnten Bande der Memoiren berichtet, und kam unter mannigfachen Abenteuern im selben Jahr nach London. Hier blühte ihm aber kein Glück, er wurde mehrfach verhaftet und schliesslich des Landes verwiesen. Er ging nun nach Paris, dann nach Holland und Deutschland, kehrte darauf unter dem Namen eines Marchese Pellegrini nach Palermo zurück und wurde hier erkannt und verhaftet, jedoch durch die Verwendung eines Standesherrn aus dem Gefängnis befreit.

Er reiste abermals nach Malta, dann, meistens in preussischer Uniform unter dem Namen eines Dr. Tischio, nach Neapel, Marseille, nach Spanien, dann wieder nach London. Hier ging es ihm jetzt viel besser als das erste Mal, schnell und glänzend stieg sein Stern in die Höhe. Es gelang ihm, Aufnahme in einer Freimaurerloge zu finden. Er gewann einen wahren Anbeterkreis, wusste sich Geld im Ueberfluss zu verschaffen und sich mit dem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben. Er nahm den Namen Cagliostro an, den er in Zukunft beibehielt und den die begeisterten Anhänger mit dem schmückenden Beiwort »der Göttliche« versahen. Von London aus begann er seinen Triumphzug durch die Welt. Er ging nach Holland, wo man ihn in alle Logen aufnahm, und hatte die Dreistigkeit im Haag eine Damen-

loge unter dem Vorsitz seiner Frau zu gründen. Mit diplomatischem Geschick wusste er sich alle Parteien zu gewinnen, indem er die Logen allen Religionen öffnete, auch den Juden, deren Redlichkeit er pries, — doch um nicht allzu freigeistig zu erscheinen, protegierte er den Pietismus, empfahl den Kultus der Heiligen und zeigte offenkundige Sympathien für die Jesuiten. Mehr vielseitige Toleranz konnte man nicht gut verlangen.

Im weiteren Verlauf seiner rastlosen Wanderungen ging er nach Venedig, dann nach Berlin, ohne in den nüchternen rationalistischen Kreisen der preussischen Residenz durchzudringen, und über Danzig und Königsberg nach Mitau, wo er grossen Anhang fand, zu dem auch Elisa v. d. Recke gehörte, die aber bald ihre Verirrung einsah und ihn heftig bekämpfte. In Russland und Polen begegnete er grossem Skeptizismus, in Frankfurt a. M. und Strassburg dagegen der wärmsten Aufnahme. Dann reiste er mit Kardinal Rohan nach Paris, wieder nach Strassburg, nach Neapel und 1782 abermals nach Frankreich. Er hielt sich dort bis 1785 auf, aber mit verhängnisvollem Ausgange, da er in die Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan und der Gräfin La Motte verwickelt wurde, offenbar in unschuldiger Weise, denn es konnte ihm weiter nichts nachgewiesen werden, als dass er den Kardinal Rohan gerade am Tage seiner Verhaftung zu einem viertdimensionalen Souper mit — Heinrich IV., Voltaire und Rousseau eingeladen hatte! Er sass neun Monate in der Bastille und wurde dann des Landes verwiesen. Inzwischen hatten seine Anhänger in lebhafter Weise für ihn agitiert und Tausende feierten seine Freilassung durch Illumination und gaben ihm bis Boulogne das Geleit. Von London aus schleuderte er mehrere Pamphlete nach Frankreich und gab sich mit religiösen Schwärmern ab, jedoch er hatte an Einfluss eingebüsst, er begegnete scharfer Kritik, verliess England, ging nach der Schweiz, wo man ihm mit offenkundiger Feindseligkeit entgegentrat, dann nach Turin, Rovereto und Trient, überall schnell vertrieben, und schliesslich nach Rom, wo ihn sein Schicksal erreichte. Er wurde

am 27. November 1789 verhaftet und in die Engelsburg eingeliefert. Die Inquisition führte den langdauernden Prozess öffentlich und verurteilte ihn wegen Irreligiosität und Ketzerei zum Tode, aber Pius VI. begnadigte ihn zu lebenslänglichem Gefängnis. Er starb am 26. August 1795 im Fort San Leone bei Urbino im Alter von 52 Jahren, seine Frau Lorenza wurde in ein Strafkloster gebracht. So traurig verlief eine kurze, aber an blendenden Effekten reiche Komödie.

Im April 1787, als Cagliostro sich in London befand, besuchte Goethe in Palermo die ehrbare und in Armut lebende Familie des Balsamo, er berichtet darüber in der „Italienischen Reise“ ausführlich. Für seine Mutter und Schwester hatte Balsamo auch in seiner Glanzzeit, als er mit sechs Extrapostkutschen zu reisen pflegte und das Geld um sich warf, nicht das Geringste gethan, und dennoch dachten sie in Liebe an ihn. Goethe erzählte den Leuten, dass Cagliostro in der Halsband-affaire freigesprochen sei und in London lebe. Die Leute baten ihn, er möchte ihm einen Brief zukommen lassen, worin sie ihn bitten würden, ihnen wenigstens die vor Jahren für ihn verauslagten 14 Unzen wiederzugeben. Goethe sagte zu, war aber nicht imstande, den rührenden Brief der Alten an ihren Sohn zu bestellen, und unterstützte die Familie von Weimar aus in höchst taktvoller Weise, indem er ihnen unter dem Schein, als ob das Geld von Cagliostro herrühre, eine Summe übersandte, wofür die Familie in einem an Goethe gerichteten und für den verlorenen Sohn bestimmten, zärtlichen Briefe dankte.

Man wird es im hohen Grade erstaunlich finden, dass ein Mann ohne tiefere Bildung, wie Balsamo, einen so hinreissenden und verblendenden Zauber auszuüben vermochte und nicht etwa bloss auf geistesschwache Personen, sondern auf aufgeweckte und kritisch veranlagte Köpfe. Man wird nicht anders können als annehmen, dass Balsamo im Besitz hypnotischer Kräfte war und die Urteilskraft seiner Umgebung zu beeinflussen und zu trüben wusste. Obwohl die Zeit mit Rationalismen

755
ot
B.R.

prunkte, waren die metaphysischen Bedürfnisse doch in so hohem Masse ausgeprägt, das jeder geschickte Gaukler Gläubige fand. Es würde eine Reise ins Blaue bedeuten, die doch zu keiner Lösung führt, wollte man den tiefgründigen Fäden dieser Beziehungen zwischen dem Zauberer und den Bezauberten nachgehen — genug, hier war ein Mann, der Macht über die Seelen gewann und der sich, durch fabelhafte Erfolge selber verblüfft, allmählich aus einem bewussten Betrüger in die eingebildete Rolle eines wirklichen Propheten lebhaft versetzte. Balsamo gab bei seinem letzten Prozess wohl alle Betrügereien zu, aber er blieb standhaft bei der Behauptung, dass ihm grosse übernatürliche Kräfte eigen wären, über die er sich selbst keine Rechenschaft ablegen könnte. Wer möchte sich vermessen, hier das letzte Wort zu sprechen, wer es auf sich nehmen, in die Rätsel des Immateriellen zu dringen? Keine Geringeren als Goethe, der ihn »eines der sonderbarsten Ungeheuer, die in unserem Jahrhundert erschienen sind« nennt, und Schiller haben die problematische Erscheinung des merkwürdigen Mannes auf sich wirken lassen, und Goethe hat ihm in seinem »Gross-Kophta«, Schiller im Fragment des »Geistersehers« litterarische Denkmäler errichtet.

Der grosse Köder, den Cagliostro auswarf, bestand in der Verheissung einer körperlichen, vom eigenen Willen abhängigen Wiedergeburt. Zu allen Zeiten hat diese Utopie Menschen beschäftigt, die, aller ernsten philosophischen Einsicht bar, ihr Leben nicht als ein bescheidenes Glied in der ungeheuren Kette der Entwicklung betrachteten und über der Zeitlosigkeit des Universums die beschränkte Zeitlichkeit des individuellen Lebens vergessen konnten, vielmehr in ihrer nur auf das Nächste gerichteten Kurzsichtigkeit an eine möglichst lange Fortdauer subjektiver Lustempfindungen dachten — und immer haben die Wunderdoktoren, die diesen Leuten einen Jungbrunnen versprachen, ungeheuren Zulauf gefunden. Cagliostro verzichtete hierbei auf alle magischen Künste und gab ein ganz grobmaterielles Rezept, um des Glücks einer Verjüngung, die sich alle 50 Jahre wieder-

Die Ver-
jüngungstheorie

holen liesse, theilhaftig zu werden. Der Gläubige sollte sich auf 32 Tage mit einem Freunde aufs Land zurückziehen, nur soviel essen, um sich gerade noch am Leben zu erhalten, zweimal zur Ader lassen und eine gewisse Mixtur in vorgeschriebenen Dosen nehmen. Am 32. Tage sollte er sich ins Bett legen und eine Dosis der sogenannten *Materia prima*, ein von Cagliostro aus dem Stein der Weisen bereitetes Geheimmittel, einnehmen, wonach er in Ohnmacht fallen und dann Krämpfe bekommen würde. Am folgenden Tage, nach einer weiteren Dosis, würde er unter delirierendem Fieber Haut, Haar und Zähne verlieren, aber am 36. Tage, nach einer abermaligen Dosis, würde ihm in einem langen Schläfe das Verlorene wieder neu wachsen. Am 39. Tage sollte er den Balsam des Gross-Kophta geniessen und am 40. Tage könnte er sich seiner neu gewonnenen Jugend erfreuen.

Es ist selbstverständlich, dass Cagliostro zu solchen wilden Ausbrüchen des Aberwitzes nur bei den durch ihre geistige Verfassung besonders Disponierten kam, während er die feineren Köpfe durch ganz andere und mit wirklich raffinierter Kühnheit ersonnene Mittel zu fesseln verstand.

* * *

Graf
Saint-Germain.

Der Vorläufer Cagliostros, Graf Saint-Germain, operierte ebenfalls mit der Verjüngungstheorie, nur mit dem Unterschiede, dass er sie an seinem eigenen Körper als vollendete Thatsache demonstrierte. Die Gestalt dieses sonderbaren Heiligen entbehrt nicht einer gewissen grosszügigen Komik, und Friedrich II. traf mit seinem Wortspiel das Richtige, als er an Voltaire schrieb: »Le comte Germain est un conte pour rire«. Wer dieser angebliche Graf St.-Germain eigentlich war und in welchem Lande seine Wiege gestanden hat, das haben die vielen Federn, die über ihn schrieben, bis heute nicht feststellen können, denn der Abenteurer hat die mysteriöse Komödiantenrolle mit bemerkens-

werter Hartnäckigkeit durchgeführt und sich nicht demaskieren lassen. Als er um 1750 auftauchte, nannte er sich Marquis von Montferrat, dann legte er sich verschiedene andere, ebenso klangvolle Namen bei und seit seiner Ankunft in Frankreich hiess er Graf St.-Germain. Er sprach fließend deutsch, englisch, italienisch, französisch, spanisch und portugiesisch. Ueber sein wirkliches Alter schwanken die Angaben der Zeitgenossen, einige hielten ihn 1760 für 60 Jahre alt, andere für nur 30, er selbst aber gab fein zu verstehen, dass er einige hundert Jahre alt wäre. Als äusserst geriebener Mystifikator wusste er, dass eine schroffe Behauptung dieser immerhin befremdlichen Thatsache doch etwas scharfer Pfeffer wäre und dass er viel grösseren Glauben und Eindruck erzielte, wenn er im Gespräch hin und wieder eine kurze, der Geschichte angehörende Thatsache so erzählte, als ob er dabei gewesen wäre. Er liebte es, traumverloren, wie von einer plötzlichen Erinnerung gepackt, Redewendungen zu gebrauchen wie z. B.: »Als ich das letzte Mal mit Kaiser Karl V. zu Mittag speiste —« oder »Da schüttelte mir Columbus die Hand —« und dergleichen. So wusste er, ohne es direkt zu behaupten, den Glauben zu erwecken und ihn stillschweigend zu bestärken, als ob er ein Alter von mehreren hundert Jahren besässe und mit sämtlichen Notabilitäten der Weltgeschichte auf vertrautem Fusse gestanden hätte.

Casanova erzählt über ihn u. a.:

»Keine Mittagsgesellschaft aber war so unterhaltend als die, welcher Madame Gergi in Begleitung des berühmten Abenteurers, des Grafen St.-Germain, beiwohnte. Dieser Mann, statt zu essen, sprach vom Anbeginn bis zum Schluss der Mittagstafel. Ich hörte ihm mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu, denn angenehmer zu reden war gar nicht möglich. Er hatte die Eigenheit, in allen Dingen das Ungewöhnliche zu suchen; er wollte Staunen erregen, und es gelang ihm, man staunte wirklich. Sein Ton war bestimmt und entscheidend, ohne dass er deshalb missfallen hätte. Reich an Kenntnissen, sprach er fast alle Sprachen gleich gut. Dabei trieb er

Casanova über
Graf
St.-Germain.

Musik und Chemie. Sein Aeusseres gefiel, und alle Frauen verstand er sich zu unterwerfen . . . Dieser ganz ungewöhnliche Mann, zum frechtesten aller Betrüger von der Natur geboren, erzählte ungestraft, gleichsam als sei gar nichts Besonderes dabei, dass er ein Alter von dreihundert Jahren erreicht habe, dass er die Universalmedizin besitze und mit der Natur ganz nach seinem Willen schalte, dass er Diamanten schmelze und zehn oder zwölf kleinere zu einem grossen verwandle, der, das reinste Wasser besitzend, nichts an Gewicht einbüsse. Das alles war ihm Kleinigkeit, und trotz seiner Rodomontaden, seiner Widersprüche mit sich selbst und seinen handgreiflichen Lügen war es mir nicht möglich, ihn auch nur ein einziges Mal insolent zu finden. Aber er war auch keineswegs achtungswert in meinen Augen. Wider meinen Willen musste ich ihm einräumen, staunenswert zu sein.« An einer anderen Stelle sagt Casanova von St.-Germain des weiteren: »Mit frecher Miene erzählte er die unglaublichsten Dinge, indem er that, als ob er selbst sie glaube, denn entweder gab er sich für einen Augenzeugen aus oder er hatte die Hauptrolle gespielt. Laut auflachen musste ich, als er ein Geschichtchen erzählte, das ihm begegnet sein sollte, indem er mit den Vätern bei Tisch sass, die zum Concilium von Trient versammelt waren.«

Zu welchem Zwecke spielte nun der Graf eine so abgeschmackte Komödie? Es mag dahingestellt sein. Er besass offenbar ein geheimes Rezept, künstliche Diamanten herzustellen; Baron von Gleichen erzählt in seinen Memoiren, dass er Diamanten von anscheinend unschätzbarem Werte bei ihm gesehen hätte. Ludwig XV. setzte grosses Vertrauen in die industriellen Fähigkeiten des Abenteurers, räumte ihm im Schloss Chambord eine Wohnung ein und gab ihm 100 000 Francs für Farbenexperimente, die der Tuchfabrikation zu gute kommen sollten. 1760 wurde St.-Germain von Ludwig XV. in diplomatischer Mission nach dem Haag gesandt, er benutzte diese Gelegenheit, wohl mehr aus Wichtigthuerei als böser Absicht, zu Intriguen, fiel in Ungnade und

sollte verhaftet werden, entkam aber nach England. Von dort ging er nach Petersburg, wo er sehr vertrauten Umgang mit den vier Brüdern Orlow pflegte, den Hauptagenten beim Sturz Peters III. und der Palastrevolution Katharinas, ja man sagt, dass St.-Germain thätigen Anteil an dieser Affaire genommen haben soll, erwiesen ist es aber nicht. 1770 tauchte er als russischer General in Livorno auf, nachdem er vorher in Deutschland in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Alexander von Ansbach gelebt hatte. Als er, der Ewig-Junge, das Ende seiner Tage nahen fühlte, kam er 1776 nach Leipzig und bot dem Rat der Stadt die Offenbarung von Geheimnissen an, indessen war man hier aufgeklärt genug, ihn einfach abzuweisen. Im Auftrage der sächsischen Regierung kam der schon erwähnte Oberkammerherr Graf Marcolini, der auch in den letzten Lebensjahren Casanovas wie in der Geschichte der Memoiren Casanovas eine Rolle spielt, nach Leipzig, um mit ihm zu verhandeln; St.-Germain folgte ihm 1777 nach Dresden ohne Glück, durchstreifte noch einmal Preussen und Russland und verweilte dann den kurzen Lebensrest in Eckernförde bei dem dem Okkultismus sehr zugänglichen Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Hier starb er 1780. Der Landgraf nahm seine Papiere an sich, hat aber niemals Auskunft über den Fremdling gegeben; wohin die Papiere nach dem Tode des Landgrafen (1836) gekommen sind, weiss ich nicht.

* * *

Gegen Ende des Jahres 1757 unterbreitete Casanova seinem Gönner das Projekt, man sollte in Holland königliche Effekten verpfänden lassen und gute fremde Papiere an Stelle der schlechten französischen einhandeln, um so der finanziellen Kalamität des Staates ein wenig abzuhelpfen. Bernis ging auf seinen Plan ein und sandte ihn nach dem Haag, wo er mit dem heute noch bestehenden Bankhause H. operierte und durch einen Zufall die Teresa Imer wiederfand, die er als Jüngling beim Senator Malpieri kennen gelernt hatte und die ihm hier das

Im Haag 1757.

Liebespfand ihres Verhältnisses in Gestalt eines Töchterchens vorstellen konnte. Casanova blieb bis zum Februar 1758 im Haag und erzielte folgendes Resultat: die holländische Finanzgruppe zahlte für 20 Millionen französischer Staatspapiere 18200000 Francs in barem Geld. Man war allseits höchst zufrieden mit dem Abschluss und nicht zum mindesten war es Casanova, da er bei diesem Handel soviel profitierte, dass er sich mit 300000 Gulden zurückziehen konnte; hiervon legte er sofort 40000 Gulden in Diamantschnallen an. »Fünfzig Hemden von der allerfeinsten Leinwand und ebenso viele Schnupftücher« gab ihm die schöne Esther, die Tochter des Bankiers, mit auf den Weg, denn ihre Versuche, den Liebgewonnenen dauernd im Haag zu fesseln, waren vergeblich — »der Hang, in Paris zu glänzen«, war es, was ihn davon abhielt, sich mit einer der reichsten und anmutigsten Töchter Hollands ehelich zu verbinden.

Bernis' Sturz
1758.

Rousseau.

In Begleitung eines von ihm adoptierten zwölfjährigen Sohnes der Teresa Imer, dessen Ausbildung die Marquise d'Urfé übernahm, war Casanova am 10. Februar 1758 wieder in Paris angelangt. Seine Erfolge in Holland trugen zur Erhöhung seines Ansehens bedeutend bei, sogar die Pompadour empfing ihn vertraulich und machte ihm ihre Komplimente. Leider vereitelte der Sturz seines Gönners Bernis (Dezember 1758) so manchen ehrgeizigen Anschlag des Venetianers. »Alle Welt missbilligte diese Ungnade, aber man tröstete sich durch Couplets. Ein sonderbares Volk, das jedes Uebel und Ungemach vergisst, sobald Verse darüber gesungen werden, über die sich lachen lässt!« Seine reichen Mittel und die interessanten Bekanntschaften, die er überall anknüpfte, mussten ihn über das Scheitern seiner diplomatischen Laufbahn trösten. So lernte er u. a. auch Rousseau persönlich kennen. Zu den vielen Marotten des unglücklichen Philosophen gehörte auch die, dass er, obwohl ihn seine Schriftstellerei reich ernährt hätte, niemals ein Gewerbe daraus machen wollte, sondern sich, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, dem stumpf-

sinnigen Geschäft des Notenabschreibens hingab. »Wir (die d'Urfé und Casanova) statteten ihm einen Besuch zu Montmorency ab und gaben ihm Noten, die er trefflich abschrieb. Man bezahlte ihm doppelt so viel wie anderen Notenschreibern und er haftete dann für Fehlerlosigkeit. Davon lebte Rousseau. Wir fanden in ihm einen Mann, der oft richtig urteilte, in seinem Betragen einfach und bescheiden war, aber sich weder durch seinen Geist noch durch sein Aeusseres auszeichnete. Die Eigenschaft der Liebenswürdigkeit ging ihm vollkommen ab, sogar etwas unhöflich erschien er . . .«

Dass Casanova an verschiedenen Stellen nur mit geringer Achtung von Rousseau und seinen Schriften spricht, kann bei der grossen Divergenz der beiden Charaktere nicht Wunder nehmen. Wenn er gleich zu Anfang seiner Memoiren sagt: »Die Lehre der Stoiker von der Macht des Schicksals ist ein Hirngespinnst« und daran die Erklärung knüpft, dass er sich selbst ganz allein als die Ursache von allem Guten und Bösen seines Lebens betrachte, so giebt er sich offenbar einem Selbstbetrug hin. Thatsächlich war unser Venetianer durch und durch Fatalist mit allen Vorzügen und Schwächen des Fatalisten; die respektvolle Fügung in die unberechenbare Gewalt des Schicksals liess ihn die Widerwärtigkeiten leichter ertragen und die Gunst der Stunde zwar froh geniessen, aber nicht überschätzen, ebensowenig wie sie ihm Reue über Vergangenes oder Skrupel um Zukünftiges einzuflössen vermochte. Dem Leben alle Sonnenseiten abgewinnen und Unvermeidliches mit Würde tragen, das war einer seiner Grundsätze, den er aber leider nur so lange befolgte, als er aufrecht und rüstig im Leben stand. Auf jener Höhe angelangt, wo Wagemut und Elastizität schwinden und an ihre Stelle die in ernsten Erfahrungen herangereifte Stätigkeit des Charakters und klare Erkenntnis vom Verhältnis der eigenen Persönlichkeit zur Umwelt treten sollen, versagte mit seinem Glauben an sich selbst auch seine Kraft und er gab sich führungslos der treibenden Welle hin. Er hatte seine guten Tage durchschwärmt

und musste sich nun, da der Rausch verfliegen war, mit einem verdriesslichen Katzenjammer schleppen; er hatte kein Kapital von ernsten sittlichen Anschauungen gesammelt, von dessen Zinsen er zehren konnte, und sah sich nun verlassen und fremd in einer Welt, in der er sozusagen nur noch ein Bonmot von vorgestern war.

Die Zeit Casanovas war nicht arm an solchen Naturen, die am Zwiespalt ihres Wesens zu Grunde gingen, auch Rousseau gehörte zu ihnen. Bei beiden bildet eine scharf betonte Sensualität den Hauptzug des Charakters, aber mit dem Unterschiede, dass sie bei dem Italiener, durch günstige Veranlagung der physischen Natur gefördert, mit elementarer Gewalt hervorbricht, während sie bei dem Franzosen durch ungünstige Aeusserlichkeiten gehemmt wird und ihren Träger sein Leben lang mit unterdrückt glimmendem, verzehrendem Feuer quält. Beide sind Reflexionsnaturen, aber Casanova giebt sich frisch und kühn dem Augenblick hin, begeht die That und gefällt sich dann in retrospektiven Reflexionen, während Rousseau, von pathologischer Grübelsucht befallen, vor lauter Gedanken und Bedenken der ewig Zaudernde ist und, wenn er nicht kräftig geschoben wird, stets auf halbem Wege stehen bleibt. Bei dem Venetianer setzt sich die Sensualität direkt in Kraft um — die er allerdings nur zu seinem eigenen Nutzen und Vergnügen verbraucht —, bei dem französischen Philosophen wirkt sie geradezu krafthemmend, man möchte sagen: sie versetzt sich bei ihm und verstopft ihn, trübt seinen Blick für Realitäten und lässt ihn unbegreifliche Dinge begehen. Bei Casanova sehen wir im Menschen und Schriftsteller das untrennbare Ganze, da ist in Wahrheit der Stil der Mann; der Schriftsteller Rousseau aber hat mit dem Menschen Rousseau wenig gemein, denn selbst die vermeintliche Aufrichtigkeit der „Confessions“, in denen der Philosoph die ganze Welt zum Schauspiel seiner Misère einladet, ist nicht viel anderes als ein vom eitlen Grössenwahn diktiertcr Selbstbetrug.

Da ihm die politische Laufbahn augenblicklich versperrt war, kam Casanova auf den Gedanken, sich in industrielle Unternehmungen einzulassen und ein grosses Atelier für Bemalung von Seidenstoffen zu begründen. Die Idee war durchaus gesund, denn die Mode bevorzugte diesen Artikel. Casanova betrieb das Unternehmen sofort in grossem Stil und steckte ein Kapital von 300 000 Thalern hinein, das Geschäft reüssierte auch, aber das verschwenderische Leben, dem er sich auf seinem vor der Stadt gelegenen Landsitze „Petite Pologne“ hingab, sowie die Freigebigkeit, womit er Freunde und Freundinnen beschenkte, thaten dennoch seinem Vermögen Abbruch, auch begannen ihm unangenehme, aus dem Geschäft hervorgehende Rechtshändel Paris zu verleiden. Er verkaufte seine Besetzung, Pferde, Kutschen und Mobilien, liquidierte seine Lotterie- und Fabrikgeschäfte und verliess am 1. Dezember 1759 mit 200 000 Livres in Geld und Pretiosen und in Begleitung seines getreuen Kammerdieners, des Spaniers Le Duc, und anderer Domestiken die französische Hauptstadt, um zunächst nach Brüssel, dann nach dem Haag zu fahren. Dort

Industrielle
Unter-
nehmungen.

Im Haag 1759.

Casanova beschloss jetzt Deutschland zum Tummelplatz seiner Wanderlust zu machen und reiste zu Anfang des Jahres 1760 über Utrecht nach Köln, wo das bei Minden geschlagene französische Heer im Quartier lag und Kurfürst Klemens August, sein Deutschtum schmähschlich preisgebend und in seiner klerikalen Beschränktheit voller Hass gegen den protestantischen König von Preussen, sich zum gehorsamen Lakaien des französischen Hofes degradiert hatte. Casanova machte sich über den »heroisch-komischen« Anstrich der französelsenden Gesellschaft lustig und erwarb sich durch Stiftung von vierund-

Köln 1760.

zwanzig Dosen florentiner Haarpomade das volle Vertrauen des Offizierskorps. Es war um dieselbe Zeit, als der andere Teil des französischen Heeres in Frankfurt a. M. im Quartier lag und der junge Wolfgang Goethe lebhaft Eindrücke von dem französischen Offizier Graf Thoranc empfing.

Ungeachtet der Kriegswirren versagte die rheinische Lustigkeit nicht, und Casanova, vom Kurfürsten in besonderer Weise ausgezeichnet, stürzte sich in Köln und Bonn in die hochgehenden Wogen des karnevalistischen Vergnügungsstrudels. Mit kurzen, aber kennzeichnenden Strichen entwirft er ein sprechendes Bild von dieser aus deutschen Edelleuten und Bürgern, französischen und österreichischen Offizieren, Komödianten und Spielern bunt zusammengewürfelten, in frivoler Ungebundenheit nur in den Tag hinein prassenden, verweichlichten und morschen Gesellschaft, die vollständig in Liebeleien, Tafelgenüssen und Glücksspielen aufging. Im März 1760, als der Feldzug wieder aufgenommen werden sollte, machte sich Casanova auf den Weitermarsch und liess sich durch eine nach Stuttgart reisende Schauspielerin aus der berühmten Tänzerfamilie Vestris bestimmen, ebenfalls nach der schwäbischen Residenz zu gehen, und zwar um so lieber, als er dort verschiedene alte Bekanntschaften zu erneuern gedachte.

Stuttgart 1760.

Seine realistische Schilderung des Stuttgarter Treibens gewährt interessante, wenn auch nicht gerade erhebende Einblicke in die würdelosen Verhältnisse an deutschen Fürstenhöfen damaliger Zeit. Wir sehen hier einen Hof, der mit seinem Glanz und üppigen Schwelgen in schroffem Gegensatz zu den traurigen Zuständen des kleinen und bedrückten Landes steht, und einen Herzog, der, von zahllosen Maitressen aller Länder umgeben, politische und militärische Schlappen in rauschenden Festen zu vergessen sucht und die dazu notwendigen Mittel teils aus den Subsidien, die Frankreich für die von Württemberg gestellten 10000 Mann zahlt, teils aus Aemterschachier und der mit rücksichtsloser Energie gehandhabten Steuerpresse zieht. Ein dumpfer Druck

lastete auf den Gemüthern des Bürgerstandes, aber man sah schweigend der Schmach und Schande zu und erst zwei Jahrzehnte später gellte aus den beiden grossen Erstlingsdramen des Karlschülers mit elementarer Gewalt ein Schrei der Empörung, ein pathetischer Protest gegen das unerhört frivole Treiben unfähiger, kleiner Despoten und ihrer jämmerlichen Umgebung.

Karl Eugen konnte sich so den Luxus gestatten, ein französisches Lustspiel, eine französische Oper, eine tragische und eine komische italienische Oper und einige hundert Tänzer und Tänzerinnen zu halten, von welchen letzteren Casanova mehrere aus seiner Venetianer und Dresdener Zeit her kannte. Ein Auftritt im Theater war die Veranlassung, dass der Herzog sich den Abenteurer vorstellen liess, aber im Uebrigen schlug der Stuttgarter Aufenthalt zu seinem Unheil aus.

Er kontrahiert in der Trunkenheit grosse Spielschulden, weigert sich später, sie den Offizieren, die ihn angeblich betrogen haben, zu bezahlen, wird in Haft genommen, entflieht auf kühne Weise und eilt mit dem getreuen Knappen Le Duc über Tübingen und Schaffhausen nach Zürich. Der Zufall führt ihn in das Benediktiner-Kloster Maria Einsiedeln, den bekannten Wallfahrtsort, und unter der Zusprache des Abtes, dem er beichtet, fasst er in einem Moment moralischer Zerknirschung und des Erwachens religiöser Empfindungen den Entschluss, Mönch zu werden. »Ich fand, dass ich alle Gunst des Schicksals gemissbraucht hatte. Erschüttert beschloss ich, nicht mehr der Spielball Fortunas sein zu wollen, sondern mich ganz ihren Händen zu entwinden. Vollendeter innerer Frieden ist das höchste aller Güter.« Indessen blieb es beim löblichen Vorsatz. Der Abt war so einsichtig, den fahrenden Ritter nicht gleich beim Wort zu nehmen, sondern ihm eine vierzehntägige Bedenkzeit zu geben, und siehe da, der Menschenkenner hatte recht, denn schon nach wenigen Tagen innerer Beschaulichkeit regten sich in dem Unstäten wieder die alten Lebensgeister und der zufällige Anblick einiger Weiblichkeiten genügte, alle Weltfluchtgedanken

Flucht nach
der Schweiz.

zu bannen und ihn zu neuen Tändeleien nach Solothurn zu locken. Hier, nicht weit von dem zu Fernay in seinem Schmollwinkel sitzenden Voltaire, verbrachte er in der angenehmen, mit Voltairschem Esprit gewürzten Gesellschaft des ihm von Venedig her bekannten, französischen chargé d'affaires und alten Lebemannes Marquis von Chavigny und in galanter Kurzweil mit der verführerischen Dubois sonnige Tage.

A. v. Haller.

Von Solothurn führte ihn sein Weg nach Bern und ins Berner Land, in Roche kam er mit dem Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller in intimere Berührung. Wenn Casanova den verdienstvollen und klugen Physiologen einen »grossen lyrischen Dichter« nennt, so urteilt er schwerlich aus eigener Erfahrung, sondern verleiht nur dem günstigen Vorurteil Ausdruck, das man diesem wackeren, von keinem Funken dichterischen Feuers beseelten Versschmied entgegen brachte, der zwar die Litteratur seiner Zeit mit ausgezeichnetem Verständnis verfolgte, aber in seinen eigenen poetischen Schöpfungen niemals über einen sehr mässigen Dilettantismus hinauskam. Wie befangen Haller noch in manchen Dingen war, geht aus einer Aeusserung hervor, die er Casanova gegenüber that, als von den angeblichen Bemühungen Friedrichs des Grossen, die lateinische Schriftsprache der Gelehrten einzuschränken, gesprochen wurde: »Ein Regent, der solches thäte, würde seiner eigenen Unwissenheit ein unsterbliches Denkmal errichten«. Wenn Casanova ihn richtig verstanden hat, so beschäftigte sich Haller auch mit Alchemie und dem »Stein der Weisen«: »Man kann nicht Chemiker sein — soll er gesagt haben —, ohne an die physische Möglichkeit des grossen Werkes zu glauben.« Rousseaus »Héloïse« nennt er »den schlechtesten aller Romane, weil er mehr wie irgend einer eloquent ist; nur Antithesen und Paradoxie macht seinen Glanz aus«. Das klingt sehr hausbacken, trifft aber wohl ungefähr das Richtige.

Voltaire.

Casanova brannte vor Begierde, den Beherrscher und zugleich das enfant gâté der französischen Litteratur, Voltaire, auf seinem Landsitze bei Genf persönlich

kennen zu lernen, und er eilte desshalb über Lausanne, wo er kurze Zeit verweilte, nach Genf. Mit dramatischer Lebhaftigkeit schildert er die geistreichen Unterhaltungen zwischen ihm und dem witzigen Spötter, und die Worte, die er diesem in den Mund legt, klingen so echt und passen so gut zu seinem Charakter, dass kein vernünftiger Grund vorhanden ist, die Angaben des Venetianers in Zweifel zu ziehen.

Von Genf wandte sich Casanova nach Savoyen und in Aix geriet er in die Sphären des berühmten, reichen Parcalier, Marquis de Prié, des leidenschaftlichsten Spielers und masslosesten Verschwenders seiner Zeit. Man darf über die Erlebnisse unseres Abenteurers am Pharaotische und über sein Liebesverhältnis mit der sehr weltlich gesinnten Nonne M. M. füglich mit Stillschweigen hinweggehen, ebenso wie es sich nicht lohnen würde, ihm auf den weiteren Etappen dieser Reise anders als summarisch referierend zu folgen. Grenoble, Avignon und Marseille sind die Hauptstationen der lustigen Fahrt, dann geht es mit vierspänniger Kutsche über Toulon nach Antibes, auf dem Bocke Le Duc und Costa — der in Da Pontes vorheriger Erzählung genannte ungetreue Diener — und im Innern Casanova mit dem unvermeidlichen weiblichen Anhang, der diesmal Rosalie heisst, von Antibes dann in einer Felucke auf dem Seewege nach Genua.

In Genua übersetzte Casanova Voltaires »Schottländer« ins Italienische; das Stück wurde im Theater von Genua fünfmal hintereinander aufgeführt und Casanova sandte ein Exemplar an den Dichter nach Genf, musste aber auf Umwegen erfahren, dass Voltaire die Uebersetzung in sehr abfälliger Weise beurteilt hätte. Casanova war über diese unfreundliche Aufnahme seiner gutgemeinten Arbeit so erzürnt, »dass der grosse Mann seitdem einen Feind mehr erhielt. Mehrere Werke, die ich in der Folge herausgab, enthalten heftige Ausfälle auf ihn.« Das ist besonders im »Icosameron« und in der Streitschrift »A Leonard Snetlage« der Fall. »Ich glaubte mich zu rächen, wenn ich ihm unrecht that. Was aber

Genua 1760.

an Voltaire mit Recht zu tadeln ist, das sind seine Spöttereien über die Religion. Wäre er ein wahrer Philosoph gewesen, so würde er über diesen Punkt geschwiegen haben und hätte er auch nichts gesagt als die Wahrheit. Denn er musste einsehen, das die glückliche Unwissenheit des Pöbels nicht gestört werden dürfe, wenn die Nation Frieden behalten soll.« In Befolgung dieses macchiavellistischen, aber durch Tradition geheiligten Regierungsgrundsatzes hat Casanova sich in seinen Schriften auch stets gehütet, religiöse Empfindungen absichtlich zu verletzen.

Nach Rom 1760.

Noch im Jahre 1760 setzte der Venetianer seine Reise fort und fuhr in eigenem Wagen über Livorno, Pisa — hier machte er mit der von den Zeitgenossen überschwenglich gepriesenen und von Papst Pius VI. gekrönten Dichterin Corilla (eigentlich Morelli) Bekanntschaft — und Florenz nach Rom. In Florenz passierte ihm zum erstenmal, was ihm in Zukunft wiederholt zustieß: er wurde ausgewiesen und zwar wegen einer etwas unklaren Geldaffaire; dennoch verfügte er über ziemlich reiche Mittel und besass, in Rom angekommen, 17000 Dukaten bar, 30000 Gulden Depot in Amsterdam und für 10000 Thaler Juwelen — also, nach heutigem Geldwert gerechnet, ungefähr 320000 Mark.

Mengs und
Winckelmann.

In Rom fand er seinen Bruder Johann (Giambattista) vor, der als Gehilfe von Mengs zusammen mit diesem gerade mit der Ausschmückung der Villa Albani beschäftigt war. Hier lernte er auch Winckelmann persönlich kennen, dessen lebenswürdiges Temperament er rühmt: »Er schoss mit Mengs' Kindern auf der Diele Purzelbäume; im Geiste des Anakreon und Horaz mischte sich dieser tiefsinnige Weise in die mutwilligen Spiele der fröhlichen Kinderwelt.« Wie vortrefflich Winckelmann in der heiteren Sphäre des damals noch gemüthlichen Rom gedieh, geht aus dem Ton seiner »Briefe« hervor, stellt doch darin der sonst so ernste Mann u. a. die von bemerkenswerter Einsicht zeugende These auf, dass der Mensch einmal im Monat über den Durst trinken müsse. Zwölf Jahre später wurde der von

einer unglückseligen Leidenschaft Erfüllte in Triest ermordet.

Der originelle Mengs, der unsern Helden seiner Gewohnheit zuwider mit Artigkeit empfing, »stand selten vom Tisch auf, ohne berauscht zu sein«. Das Bild dieser kleinen Künstlergesellschaft wäre unvollkommen, wenn nicht Mengs' Frau, zugleich sein Modell, die schöne Margaretha Guazzi, eine geborene Römerin, erwähnt würde, mit welcher Winckelmann später, als Mengs in Spanien weilte, ein höchst sonderbares, wenn auch nicht gerade in letzter Instanz ehebrecherisches Verhältnis unterhielt. Winckelmanns Briefe enthalten ausführliche Bekenntnisse über den Handel, in dem auch Mengs eine eigentümliche Rolle spielt und der interessante, allerdings nicht erhebende Einblicke ins Labyrinth der menschlichen Seele gestattet.

Casanova wusste sich eine zweimalige Audienz beim Papst zu verschaffen und bat ihn um Fürsprache beim Senat von Venedig, damit er frei in seine Heimat zurückkehren dürfte, zugleich schenkte er der vatikanischen Bibliothek einen in seinem Besitz befindlichen, kostbaren Pandektenkodex. Der Papst sah sich nicht in der Lage, mit einer Fürsprache für ihn einzutreten, aber bereitete ihm eine willkommene Ueberraschung, indem er den Abenteurer unter gebührenfreier Verleihung des Ordens vom goldenen Sporn zum apostolischen Protonotar ernannte.

Der nun folgende Aufenthalt in Neapel, wo er einige Monate als Gast eines Herzogs von Montalone weilte, führte ihm in allen Kreisen der Bevölkerung einen derartigen Grad von Lasterhaftigkeit vor Augen, wie ihn selbst er, der Vielerfahrene, nicht für möglich gehalten hätte. Es sind ein paar köstlich gezeichnete, wenn auch wenig erfreuliche Sittenbilder, die uns Casanova hier liefert: die Frivolität und finanzielle Deroute der höheren Gesellschaft, die Unsittlichkeit des Klerus, das Elend und die Käuflichkeit des niederen Volkes, die Kastratenwirtschaft in den Theatern, das schamlose Treiben des Wüstlings Mylord Lismore, der unter Hinter-

Neapel 1760.

Seingalt.

lassung ungeheurer Schulden in Nacht und Nebel entflieht, während ruinierte Schneider und andere Lieferanten die Stadt mit ihrem Wehgeheul erfüllen. Den Karneval des Jahres 1761 verbrachte Casanova in Rom, dann zieht er in Begleitung der schönen Tänzerin Corticelli nordwärts, versucht, ungeachtet seiner früheren Ausweisung, in Florenz festen Fuss zu fassen, muss aber sofort wieder verschwinden, verweilt in Bologna und geht nach Modena, wo man ihm den höflichen Wink giebt, dass er »je eher, desto lieber, aber spätestens am folgenden Tage« seine Reise fortsetzen dürfe. Der Respekt vor Venedig war in den kleineren Nachbarstaaten doch zu gross, als dass man dem Helden der berühmten Flucht Asyl gewähren wollte. Bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Parma erwähnt Casanova zum erstenmal, dass er sich schon seit zwei Jahren Chevalier de Seingalt nenne, ohne sich in eine Erklärung einzulassen, wie er zur Usurpation dieses adeligen Namens kam. H. Ed. Brockhaus vermutet, dass Seingalt eine Verballhornung von Saint-Galle (Sankt-Gallen) ist, denn in dem Briefe, worin dem Brockhaus'schen Verlag Casanovas Memoiren angeboten wurden — es wird davon später die Rede sein — heisst der Verfasser »Chevalier de Saint-Galle et de l'éperon d'or«, übrigens hat ein Orden von St. Gallen wirklich existiert und es ist ja möglich, dass Casanova Ritter dieses Ordens war. Der wohlklingende nom de guerre sollte jedenfalls den bürgerlichen Namen, der häufig unliebsame Erinnerungen wecken mochte, verschleiern und seinem Träger in der aristokratischen Gesellschaft erhöhten Glanz verleihen.

Paris 1761.

Auch in Turin, wo König Karl Emanuel III. ein sittenstrenges Regiment nach Berliner Muster führte, wollte man dem Venetianer keine Rast gewähren, aber der König selbst machte das Ausweisungsdekret rückgängig. Hier packte Casanova eine mächtige, jedenfalls mit dem Schwinden seiner Geldmittel im Zusammenhang stehende Sehnsucht nach der Marquise d'Urfé, und er eilte nach Paris, um das von der alten Närrin heiss begehrte Mirakel der Wiedergeburt als Mann zu insce-

nieren. Ich habe jetzt Gelegenheit, auf die Erzählung des Da Ponte (s. Seite 42) zurückzukommen, denn der von ihm geschilderte Vorgang, bei dem Casanova als betrogener Betrüger seinem Diener Costa zum Opfer fiel, kann sich nur auf das beziehen, was Casanova im zehnten Kapitel des siebenten Bandes seiner Memoiren selbst, allerdings in vollständig anderer, aber sehr glaubwürdig klingender Weise berichtet. Danach hätte sich Costa mit der Summe von 50000 Thalern, die ihm die d'Urfé zur Uebergabe an Casanova anvertraute, in Sicherheit gebracht. »23 Jahre später, das heisst im Jahre 1784, traf ich ihn zu Wien als Kammerdiener des Grafen Hardegg in ziemlich dürftiger Lage. (Das ist also der von Da Ponte geschilderte Vorfall auf dem Graben.) Leicht überführte ich ihn, dass es von mir abhinge, ihn an den Galgen zu bringen; er nahm seine Zuflucht zu Thränen, und ein sehr achtungswerter Mann Namens Bertrand bewegte mich zu dem heroischen Entschlusse, dem Schurken zu verzeihen.«

Ein mit dieser sonderbaren Affaire im Zusammenhang stehender Raufhandel, wobei Casanova dem Angreifer die Brust durchstiess, nötigte ihn, Paris schleunigst zu verlassen. Er begab sich nach Strassburg und von dort — es war im Sommer 1761 — nach Augsburg, um hier als Bevollmächtigter der portugiesischen Regierung im schon früher erhaltenen Auftrage an den Verhandlungen des Friedenskongresses teilzunehmen. Er mietete in Augsburg ein Haus, liess sich aber, da der Kongress erst im September beginnen sollte, von einer unterwegs angeworbenen Freundin überreden, bis dahin mit ihr nach München zu gehen, wo der Kurfürst von Bayern und die Kurfürstin-Witwe von Sachsen eine mehr bunte und lustige, als moralisch einwandfreie Corona um sich gebildet hatten. »Eine grössere Thorheit, als die war, nach München zu gehen, habe ich mir in meinem ganzen Leben nicht zu schulden kommen lassen. Es schien damals für mich ein gefährlicher Wendepunkt einzutreten, seit meiner Abreise aus Turin folgte ein toller und heillos Streich dem andern.« Die liederliche Hofgesell-

Augsburger
Kongress.

München 1761.

schaft nahm ihm binnen vier Wochen im Spiel alles Bargeld ab, ausserdem zog er sich eine schwere Krankheit zu, an der er noch in Augsburg sechs Wochen niederlag. Ein Kreditbrief von 50000 Franken, den ihm die d'Urfé voll unverwüstlicher Sympathie sandte, goss Oel auf die brennenden Wunden, überdies fand er unter seinen Kongresskollegen anziehenden Verkehr, besonders mit dem Reichsgrafen Maximilian von Lamberg*), der damals Hofmarschall des Fürstbischofs von Augsburg war und mit dem er bis zum Lebensende in Korrespondenz stand.

Der portugiesische Geschäftsträger erregte durch Streiche, die sich mit seiner diplomatischen Würde übel vertrugen -- so pachtete er u. a. das italienische Theater und gewährte dem Pöbel freien Eintritt --, in dem frommen Augsburg peinliches Aufsehen und wurde vom Bürgermeister wegen Führung des falschen Namens Seingalt zur Rede gestellt. »Uns allen steht es frei -- sagte der Eulenspiegel -- über das Alphabet nach Belieben zu schalten. Deshalb habe ich mir acht Buchstaben ausgesucht und diese auf solche Weise zusammengestellt, dass sie das Wort Seingalt bilden, dieses habe ich nun zu meinem Namen erwählt.« Von Augsburg reist er nach Basel, wo er vom Gastwirt Imhoff fürchterlich geprellt wird, und Sylvester 1761 trifft er wieder in Paris ein, um den grossen Hokuspokus mit der d'Urfé zum Ende zu führen und die alte Närrin in einen Mann zu verwandeln. Er braucht zu diesem Manöver eine Helferin (hier haben wir wieder Anklänge an Da Pontes Erzählung!), die, weil es die Kabbala so befiehlt, jungfräulich sein muss, und citiert deshalb die Tänzerin Corticelli aus Bologna, weil diese sich des gewünschten

*) Der geistreiche Verfasser des *Mémorial d'un mondain*, der *Lettres critiques, morales et politiques* etc. Der lebhafte Geist dieses noblen, lebenswürdigen, aber wegen seiner scharfen Zunge auch gefürchteten Weltmannes fand an der wahlverwandten Natur des Abenteurers grossen Gefallen, er nennt ihn in seinem *Mémorial* »un homme à connaissances profondes«.

Vorzugs erfreut. Es würde zu weit führen, die einzelnen Vorgänge der mit Raffinement eingefädelten Komödie, die geheimnisvollen Konferenzen in Metz, Aachen, Brüssel etc. eingehend zu verfolgen — genug, die Corticelli erwies sich, da sie guter Hoffnung war, zu dem erhabenen Werke unfähig und wurde mit Protest nach Italien zurückgesandt, während die alte Marquise vergeblich auf ihre Wiedergeburt wartete.

In Begleitung der d'Urfé reiste nun Casanova nach Basel, dann nach ihrem Landgut bei Lyon, hier erhielt er abermals 50 000 Francs und eine fürstliche Ausstattung von ihr, dann ging er — im Dezember 1762 — unter dem Vorgeben, neue Hilfskräfte zum Werke der Wiedergeburt zu suchen und mit Federigo Gualdo, dem Oberhaupt der Rosenkreuzer, zu konferieren, nach Turin. Ohne diese mystische Persönlichkeit, die sich wie der Graf St.-Germain eines Alters von mehreren hundert Jahren rühmte, zu finden, beeilte sich Casanova in Turin sein Geld unter die Leute zu bringen, wechselte dann nach alter Gewohnheit schnell den Schauplatz, verbrachte den Karneval des Jahres 1763 in Mailand, belustigte sich auf einem lombardischen Landgute und in Genua, und schiffte sich hier, wo er nach langen Jahren seinen jüngsten Bruder, den verkommenen Abbé, wiederfand und ihm kurzer Hand seine Geliebte wegnahm, in Begleitung der Beiden nach Antibes ein. Da die schöne Strasse, welche heute von Genua an der Riviera entlang nach Nizza und dem benachbarten Antibes führt, erst auf Veranlassung Napoleons I. gebaut wurde, bevorzugte man damals an Stelle der schwer gangbaren Saumpfade den Seeweg. Die kleinen Felucken, die zwischen Genua und Antibes fuhren, mussten bei Windstille mit Rudern getrieben werden und legten den Weg in drei Tagen zurück, wenn nicht — wie es auch Casanova passierte — Unwetter sie zwang, in einem der Häfen von Savona, Noli, Sanremo oder Monaco (damals einem unwirtlichen, häufig von Seeräubern bedrohten Felsenest) Schutz zu suchen.

Oberitalien
1762/63.

Um die Mystifikation der d'Urfé vollkommen zu

Mystifikation
der d'Urfé.

machen, eilte Casanova nach Marseille, wo die Marquise weilte, und stellte ihr seinen Freund Passano, einen in der Geschichte der italienischen Litteratur nicht unbekannten Litteraten, dessen Simpelhaftigkeit an jene der alten Närrin grenzte, als den lang gesuchten Chef der Rosenkreuzer vor. Obwohl Passanos Willfährigkeit im Verlauf des Mummenschanzes nachliess und er mit Enthüllungen drohte, gelang es Casanova doch, die Marquise vom Erfolg der Operation zu überzeugen und sich in den Besitz der reichen Geldmittel und Kostbarkeiten zu setzen, die die dankbare Patientin durch seine Vermittelung dem Monde zu dedizieren gedachte. Es ist möglich, dass dem Abenteurer nach diesem argen Streich der französische Boden etwas zu heiss wurde, jedenfalls trat er ohne Verzug eine Reise nach England an, um in London seine alte Liebe, die Teresa Imer, die sich jetzt

Miss Cornelis.

Miss Cornelis nannte, aufzusuchen. In Paris nahm er auf der Durchreise seinen zum achtzehnjährigen jungen Mann herangereiften Adoptivsohn (s. Seite 62) mit, um ihn zu seiner Mutter, der Imer, zurückzuführen. Dieser hoffnungsvolle Jüngling hatte sich inzwischen alle notwendigen Kenntnisse eines Petit-maitre angeeignet, er konnte »Flöte blasen, mit Anstand zu Pferde sitzen, fechten, Menuett tanzen, täglich das Hemd wechseln, graziöse Posen einnehmen, artige Antworten geben, hübsche Geschichtchen erzählen und sich geschmackvoll kleiden«, aber weder lesen noch schreiben und hatte keine Ahnung davon, in welchem Winkel der Welt England liegen möchte.

London 1763.

Im Besitz reichlicher Barmittel und von 100000 Thalern in Wechseln langte Casanova in Begleitung seines Adoptivsohns über Calais und Dover in London an und sah sich mit Ueberraschung in einer Welt, deren Leben und Treiben von den kontinentalen Gewohnheiten wesentlich abwich. Die demokratischen Einrichtungen, die vollständige Freiheit der Presse, die Ueberlegenheit in Verkehrswesen und Technik, die prompte und gerechte Justiz, die sich besonders in Geldangelegenheiten von unbittlicher Strenge zeigte, erfüllten ihn, dessen

Augen an die korrupten kontinentalen Zustände gewöhnt waren, mit Bewunderung. Aber alle diese auffälligen, in der Natur des englischen Volkes liegenden Vorzüge hatten doch nicht zu verhindern vermocht, dass die allgemeine Zuchtlosigkeit der Zeit auch auf das Inselreich hinübergrieff. Man wäre wieder einmal geneigt, den Sittenschilderer Casanova bei seiner Darstellung der Miss Cornelis und ihrer Kreise der Uebertreibung zu zeihen, wenn nicht die Berichte anderer, absolut verlässlicher Zeitgenossen die Wahrheit seiner Erzählungen bestätigten. Es fällt heute nicht leicht, sich von der sozialen Stellung eines so zweideutigen Wesens, wie es die Cornelis war, eine rechte Vorstellung zu machen, jedenfalls besass diese nicht mehr sehr jugendfrische Dame, die noch vor wenigen Jahren kleine Unterstützungen annahm, jetzt ein stattliches, luxuriös eingerichtetes Haus in London und einen Landsitz, 32 Diener, 2 Sekretäre, 6 Pferde etc. etc. Sie gab jährlich 24 Ballfeste, 12 für den Adel und 12 für den Bürgerstand, und es nahmen oft 5—600 Personen daran teil, der Eintritt war aber nicht frei, sondern kostete 2 Guineen. Uebrigens liessen sich auch, so seltsam es auch klingen mag, Angehörige des Hochadels den Zutritt zu ihren Gesellschaften bezahlen. Es gehörte zum guten Ton, auf den Assembleen der Cornelis zu erscheinen, sogar die Mitglieder der königlichen Familie und der Hofgesellschaft verkehrten im Hause der spekulativen Abenteurerin, der man einen Jahresumsatz von 24000 Pfund Sterling nachrechnete. Auf welchem unsoliden Fundament aber dieser glänzende Schwindelbau ruhte, wurde eines Tages drastisch durch die Thatsache illustriert, dass die Cornelis einen Wechsel von 200 Pfund nicht honorieren konnte und deshalb vorübergehend in Schuldhaf kam.

Statt der erwarteten enthusiastischen Aufnahme fand Casanova bei seiner ehemaligen Geliebten kühle Zurückweisung, und auch in mancher anderen Hinsicht brachte ihm der Londoner Aufenthalt Verdruss und Sorgen. Zwar gelang es ihm, bei Hofe Zutritt zu erhalten und König Georg III. vorgestellt zu werden, und er genoss

Verdruss
in London.

in Gesellschaft des Lebemanns Lord Pembroke, des Herausgebers der Baffoschen Poesien (s. Seite 21), auf seine Art die Vergnügungen der höchst unpuritanischen Hauptstadt, aber schlechte Beziehungen, die er in dem übel berüchtigten, italienischen Café d'Orange, vor dessen Besuch er noch als Greis den Da Ponte warnte (s. Seite 44), anknüpfte, brachten ihn in eine zweideutige Lage und er fand bald Gelegenheit, die Promptheit der englischen Justiz am eigenen Leibe zu erfahren, als er eines Abends im vollen Ballstaat aus seiner Kutsche herausgeholt und wegen einer Körperverletzung, die er der Charpillon zugefügt haben sollte, nach Newgate gebracht und mitten unter das Galgengesindel gesetzt wurde. Nach dem noch heute geltigen englischen Rechtsbrauch musste er zwei Bürgen für sein künftiges Wohlverhalten stellen, dann wurde er entlassen. Die auch anderen Zeitgenossen wohlbekannte Charpillon war eine siebzehnjährige bildhübsche Demimondaine, in die sich Casanova bis zur Raserei verliebt hatte, ohne Erhörung zu finden.

Ein härterer Schlag traf ihn im August 1763, als er die Nachricht vom Tode seiner so oft genasführten Schutzpatronin, der Marquise d'Urfé, empfing. Wir glauben gern an die Ehrlichkeit seines Schmerzes, denn da nun das Vermögen der Verstorbenen auf ihre Tochter, die Gräfin von Châtel (vergl. Seite 51), überging, sah er eine seiner Haupteinnahmequellen versiegt. Das Erwachen seiner Leidenschaft zu Charpillon betrachtete er als den Wendepunkt seines Lebens. »Seit jenem Tage, in meinem 38. Lebensjahre, begann ich langsam zu sterben. Ist die aufsteigende Linie mit der niedersteigenden von gleicher Länge, so glaube ich heute, im November 1797, etwa noch auf vier Lebensjahre rechnen zu dürfen, und diese werden nach dem Satze ‚*motus in fine velocior*‘ ziemlich schnell dahinfliehen.« Casanova starb schon ein halbes Jahr nach dem Niederschreiben dieser Zeilen, übrigens ist die Datumsangabe von Interesse, weil sie die Thatsache bestätigt, dass Casanova erst in den letzten Lebensjahren die Memoiren schrieb. An einer anderen Stelle sagt er:

»So ward mir zu London ,nel mezzo del cammin di nostra vita' durch die Liebe mitgespielt. Es war das Ende vom ersten Akt der Tragikomödie meines Lebens. Den zweiten Akt sollte meine Abreise von Venedig im Jahre 1783 beschliessen, und der dritte Akt wird unfehlbar hier in Dux ausgespielt. Alsdann wird die Komödie beendigt sein. Sollte man das Stück auspfeifen, so höre ich nichts mehr davon: auf den Inseln der Seligen werde ich ausruhen von so vielen Kämpfen. Wer aber wird das Stück auspfeifen? Ich wage es zu hoffen: nur diejenigen, die schlechter sind als ihr Ruf.«

Recht böse lief es bald darauf hinaus, als er — nach seiner Versicherung ohne Wissen — einen falschen Wechsel von hohem Betrage acceptierte und weiter gab; der Wechsel wurde als falsch erkannt und Casanova musste bei der Rigorosität der Gesetze darauf gefasst sein, sofort an den Galgen zu kommen, wenn er nicht Deckung schaffte. Unfähig, die Summe in der gebotenen Eile aufzubringen, da seine Barmittel erschöpft und keine Freunde schnell erreichbar sind, vermag er im Augenblick der höchsten Not einen venetianischen Wechsel zu diskontieren, den falschen damit zu decken und, vor Aufregung fieberkrank, Hals über Kopf nach Calais zu flüchten. Er reist über Dünkirchen nach Tournay, findet hier den unverwüstlichen Grafen St.-Germain mit der Begründung von Hutfabriken beschäftigt und geht über Brüssel nach Wesel, wo er — im April 1764 — die bekannte Redegonde aus Parma trifft, eine jener ambulanten Sünderinnen, wie sie damals, den Dienst Terpsichorens oder Melpomenens mit dem Kultus der paphischen Göttin vereinigend, mit Vorliebe vom Süden nach dem rauheren Norden zogen.

Flucht aus
England.

Seinem Wanderziele Berlin zustrebend, ging Casanova nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Wesel nach Braunschweig und verbrachte hier einige Zeit in der Hofgesellschaft des ihm von London her bekannten Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, dann zog er sich in die Stille von Wolfenbüttel zurück und trieb in der herzoglichen Bibliothek ernsthafte Studien. »Diese Zeit

Reise nach
Berlin.

verlebte ich in der tiefsten Ruhe, ohne der Vergangenheit oder der Zukunft zu gedenken: die Arbeit hielt mich ab, die Gegenwart zu fühlen. Ich sah jetzt ein, dass, um aus mir einen wahren Weisen zu machen, es nur sehr geringfügiger Umstände bedurft hätte, denn die Tugend hatte für mich immer mehr Reiz als das Laster, und ich war, wenn ich ein Sünder war, dies wenigstens mit frohem und freiem Herzen. Von Wolfenbüttel nahm ich eine Masse Notizen über die Iliade und die Odyssee mit, die man in keinem Scholiasten findet und die selbst der grosse Pope nicht kannte. Man findet sie zum Teil in meiner Uebersetzung der Iliade*), das Uebrige habe ich noch bei mir und es ist somit für verloren zu halten. Jedoch verbrenne ich nichts, nicht einmal diese Memoiren, obgleich ich oft mit dem Gedanken daran umgehe. Ich sehe voraus, dass ich nie den rechten Augenblick dazu treffen werde.«

Berlin 1764.

Casanova blieb noch kurze Zeit in Magdeburg und erreichte von hier in dreitägiger Fahrt die preussische Residenz, wo er in der seit den zwanziger Jahren eingegangenen »Stadt Paris« in der Brüderstrasse abstieg.

Casanova war nicht abgeneigt, festen Fuss in Berlin zu fassen, falls ihm der König eine seinen Fähigkeiten und Ansprüchen angemessene Stellung verleihen wollte, was bei der bekannten Schwäche des Königs für merkwürdige Fremdlinge durchaus nicht ausgeschlossen war. Auf Zureden einer einflussreichen Persönlichkeit schrieb der Abenteurer kurzer Hand einen Brief an den König und bat ihn um Gewährung einer Audienz. Schon am zweiten Tage wird er nach Sanssouci geladen und trifft Friedrich den Grossen dort im Garten. »Kaum hat der König mich erblickt, so tritt er auf mich zu, nimmt mit mürrischer Miene seinen Hut ab, indem er mich dabei bei meinem Namen nennt, und fragt mich mit zurückschreckendem Ton, was ich wolle.« Das Gespräch kommt schnell in Fluss und der König befragt ihn nach seiner Gewohnheit über die heterogensten Dinge. »In Bezug

*) Vergl. Bibliographie.



**Karl
Fürst von Ligne.**

Nach dem Gemälde von F. Jagemann gestochen von C. A. Schwerdtgeburth.
Der Kupferstich befindet sich in dem Werke „Nouveau Recueil de Lettres du
Feld-Maréchal Prince de Ligne, en réponse à celles qu'on lui a écrites.“
2 Teile. Weimar, 1812.

auf seinen Stil, auf seine Absprünge und plötzlichen Einfälle kam ich mir vor, als wäre ich berufen, eine Scene in einem italienischen Lustspiel zu improvisieren, wo das Parterre pfeift, sowie der Schauspieler stecken bleibt.« Zum Schluss betrachtet Friedrich den Venetianer vom Kopf bis zu den Füßen und macht ihm das Kompliment: »Sie sind ein schöner Mann.«

Die persönlichen Neigungen und Abneigungen des Königs waren ja unberechenbar; er schien an der gewandten und kecken Art Casanovas Gefallen gefunden zu haben und trug ihm bald nach der Unterredung eine Erzieherstelle im »pommerschen Kadettenkorps« — Casanova meint die i. J. 1765 begründete Akademie der fünfzehn befähigsten Kadetten — mit dem üppigen Gehalt von jährlich 600 Thalern und freier Verpflegung an. Das war für preussische Verhältnisse ein sehr anständiges Gehalt, aber der verwöhnte Weltfahrer lachte selbstverständlich über diese Aussicht, und als er bei einer Inspektion der Kadettenanstalt durch den König Zeuge einer drastischen Scene wurde — der grosse Friedrich geriet über ein unvorschriftsmässig benütztes Nachtgefäß in Zorn —, empfand er mit Grauen die Nüchternheit und Freudlosigkeit dieser Kasernenatmosphäre und lehnte bei einer zweiten Audienz den angebotenen Posten dankend ab.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Berlin beschloss Casanova das moskowitzische Reich aufzusuchen und fuhr in einer mit sechs Pferden bespannten Dormeuse, aber mit sehr geringen Barmitteln, Tag und Nacht über Danzig und Memel nach Mitau; hier genoss er die Gastfreundschaft des nach einer wild-abenteuerlichen Laufbahn zum Herzog von Kurland avancierten Ernst Johann Biron und spielte sich als Bergbaukenner auf, so dass ihn der Herzog eine vierzehntägige Inspektionsreise in seinem Grubenbezirk machen liess. Obwohl unser Held vom Bergbau wahrscheinlich wenig oder nichts verstand, wusste seine gesunde Vernunft doch ein paar praktische Winke zu geben, die ihm die Zufriedenheit des Herzogs und 200 Dukaten Honorar einbrachten.

Nach Russland
1764

Die geschichtlichen Angaben, die Casanova bei der Schilderung seines zweimonatlichen Aufenthalts in Riga macht, sind, wie Barthold nachweist, teilweise verworrener Art; es liegt hier einer der ganz vereinzeltten Fälle vor, wo das bewunderungswürdige Gedächtnis des Memoirenschreibers versagt hat. Er trat in Riga mit Prinz Karl Ernst Biron, einem Sohn des vorhin genannten Herzogs von Kurland, in Verbindung und trieb mit ihm alchimistische Spielereien. Der Prinz kam später nach einem liederlichen Leben in Paris in die Bastille, und in dem umfangreichen Werk eines Klatschchronisten: „Mémoires historiques et authentiques sur la Bastille“, welches im Jahre 1790 erschien, wurden zu Casanovas Verdruss einige in der Bastille gefundenen Briefe von ihm an den Prinzen veröffentlicht, deren Inhalt dem Duxer Bibliothekar nicht ganz angenehm war.

Im Winter 1764/65 traf Casanova in St. Petersburg ein, dort blieb er bis zum Sommer 1765 unter den angenehmsten Umständen. Auf welche Weise er sich immer wieder Geld und Kredit verschaffte, entzieht sich der Kontrolle, denn die monatlichen Zuschüsse (meistens 50 Dukaten), die er aus Venedig empfing, konnten unmöglich ausreichen; seine Haupteinnahmen flossen wohl aus dem Spiel. Er hatte vier zwanglose Unterredungen mit Katharina II. und entwirft ein sympathisches, fast zu wohlwollend retouchiertes Porträt der Kaiserin. Als er ihr den Rat erteilt, den Gregorianischen Kalender einzuführen, hält sie ihm zu seiner Ueberraschung einen langen Vortrag, der ihre vollkommene Vertrautheit mit dieser nicht eben leichten Materie zeigt. Er gefällt der Herrscherin und erhält auf Umwegen den Wink, um eine Anstellung nachzusuchen — dass die nordische Semiramis nicht ungern schöne und stattliche Männer in ihrer Nähe sah, wissen wir zur Genüge. Aber Casanova schlug auch im nordischen Boden keine Wurzeln. Er reiste in sieben Tagen und Nächten nach Moskau, ging von hier wieder nach St. Petersburg zurück und verließ die Residenz im Herbst des Jahres 1765, um sich über Riga und Königsberg nach Warschau zu wenden.

Während an der Newa das alte Moskowitertum nur mit dem Firnis der Bildung überzogen war, herrschte in der Hauptstadt Polens ein verfeinertes geistiges und gesellschaftliches Leben. Der polnische Adel hatte damals noch viel Geld und liess es gern aus den Händen gleiten, französischer Geist und französische Leichtigkeit gaben den Ton an, und König Stanislaus August, erst vor kurzem auf den Thron gelangt, scheute keine Kosten, um die ersten Kräfte der Oper, des Schauspiels und Balletts für seine Bühne zu gewinnen. Mit Behagen bewegte Casanova sich in diesem lebenslustigen Kreise, er wurde vom König mit Auszeichnung behandelt und trat mit den Spitzen der Gesellschaft: dem Prinzen Adam Czartoryski und seinem Vater, dem Woiwoden von Russland, mit dem Prinzen Sulkowski u. a. in engen Verkehr. Da er, um sich mit Würde zu behaupten, eine grosse Wohnung, Dienerschaft, Equipage und kostbare Kleidung brauchte, sah er sich nach drei Monaten in finanzieller Zerrüttung, deshalb war ihm ein reiches Honorar, das er vom König für litterarische Arbeiten empfing, sehr willkommen. Er stand gerade im Begriff, Privatsekretär des Königs zu werden, als ein Zwischenfall dieses Engagement vereitelte.

Ein heftiger Wortwechsel mit dem Kronkämmerer Graf Branicki, dem einflussreichsten, aber wegen seiner Brutalität bestgehassten Manne Polens, veranlasste Casanova ihn zu fordern, obwohl der Zweikampf bei Todesstrafe verboten war. Das Duell, das in ganz Europa Aufsehen erregte und von allen Zeitungen besprochen wurde, fand am 5. März 1766 vor den Thoren von Warschau statt; die Duellanten schossen auf wenige Schritt Entfernung gleichzeitig: Casanova erhielt einen Schuss ins Handgelenk, Branicki einen Schuss durch den Unterleib. Der Schwerverwundete zeigte sich ritterlich und riet seinem glücklichen Gegner, sofort die Flucht zu ergreifen, um dem Schafott zu entgehen, stellte ihm auch zu diesem Zweck seine Börse zur Verfügung, die Casanova aber ausschlug. Der Abenteurer überschlug schnell die höchst ungünstigen Chancen einer Flucht

Warschau 1765.

Duell mit
Branicki.

durch das unwirtliche Land und nahm deshalb seine Zuflucht in dem Barfüsserkloster in Warschau, wo er einstweilen gegen die weltliche Macht geschützt war. Die Beliebtheit Casanovas beim König und Adel erwirkte ihm Pardon, seine Wunde heilte in einigen Wochen und auch Branicki kam nach langem Krankenlager mit dem Leben davon. Aber die glücklichen Tage in der polnischen Hauptstadt waren nicht von langer Dauer, persönliche Feinde verdächtigten ihn beim König und dieser wies ihn aus, gab ihm aber zugleich, damit er ohne Schulden abreisen könnte, ein Geschenk von tausend Dukaten.

In Gesellschaft eines Grafen Clary aus dem bekannten böhmischen Geschlecht reiste Casanova nach Breslau, dann nach Dresden, wo er nach alter Gewohnheit ein ganzes Stockwerk im Gasthaus mietete, als grosser Herr lebte und seine Mutter sowie den Bruder Johann wiedersah, der sich inzwischen mit der Therese Roland aus Rom verheiratet hatte. Nach einem nach Leipzig unternommenen Ausfluge fuhr er über Prag nach Wien, kam hier mit der immer noch bestehenden Keuschheitskommission in Konflikt und reiste zu Anfang des Februar 1767 nach München und Augsburg, hier blieb er vier Monate in der angenehmen Gesellschaft des Grafen Maximilian von Lamberg. Am 14. Juli setzte er die Reise fort, besuchte Ulm, Ludwigsburg, Mainz und Köln, nahm in dieser »hässlichen alten Stadt« nur kurzen Aufenthalt, um einen »verdammten Zeitungsschreiber«, den Redakteur Jaquet von der Kölnischen Zeitung, der vor mehr als Jahresfrist einen bissigen Artikel gegen ihn veröffentlicht hatte, mit Fusstritten zu regalieren, und wandte sich nach Aachen, bald darauf nach Spaa, dem damals beliebtesten Badeort der eleganten Welt, überfüllt mit Glücksrittern und leichten Nymphen.

Paris 1767.

Wieder zog es den Rastlosen, der mit Bekümmernis merkte, wie der Wechsel auf Sicht, den er auf seinem Antlitz trug, auszugehen begann, nach Paris, aber als er im Oktober 1767 dort ankam, fand er sich bald vom Glück verlassen. Noch erschüttert von dem

Tode eines in seinen Armen gestorbenen, geliebten Weibes, empfing er die Nachricht vom Hinscheiden seines alten Wohlthäters und Pflegevaters, des Senators Bragadino in Venedig. Ein namhaftes Geldgeschenk war das letzte Liebeszeichen des gütigen Mannes, denn sein Vermögen konnte als Fideikommissgut nicht auf Casanova übergehen. Auch der dritte Schlag folgte schnell: ein Wortwechsel im Theater mit Marquis von Lille, dem Neffen der verstorbenen Marquise d'Urfé, der ihm in beleidigender Weise vorwirft, dass er seiner Tante wenigstens eine Million gekostet habe, führt dazu, dass Casanova am 6. November durch eine lettre de cachet des Königs aus Paris und Frankreich ausgewiesen wird.

»Ich stand isoliert da und sah mich allmählich in dem gewissen Alter, dem das Glück gewöhnlich nicht mehr hold ist und das die Frauen wenig schätzen.« In dieser niedergedrückten Stimmung erkor der Abenteurer sich das Land des Weins und der Gesänge zum Tummelplatz. »O du unvergessliches Frankreich,« ruft er in seinen Memoiren unter dem Eindruck der grossen Revolution aus, »was ist jetzt aus dir geworden! Dein König ist das Volk, und zwar das niedrigste, närrischste, unbändigste, frivolste, unbeständigste, unwissendste der Völker!« Es ist schade, dass Casanova den Sonnenflug des korsischen Aars nicht mehr erlebt hat, diese Wendung der Geschichte hätte ihm gewiss eine Fülle reizvoller Bemerkungen entlockt.

Er fährt über Orleans und Bordeaux, reitet auf einem Maultier über die Pyrenäen und kommt unter mannigfachen Belästigungen nach Madrid. Auf Schritt und Tritt zeigen sich ihm die empörenden Zustände des Landes, die tiefe Unwissenheit und der fanatische Chauvinismus des Volkes, der anmassende Dünkel des allgewaltigen Klerus und die widerliche Schnüffelei der Inquisition, die soeben, da es gerade keine Ketzer zu verbrennen gab, gegen alle Besitzer von — Beinkleidern mit Klappen auf das härteste vorging. Einige ergötzliche Sittenbilder liefert Casanova mit der Schilderung gesellschaftlicher Typen, z. B. jenes Granden — Prinz Spanien 1767/68.

de la Catolica — der seine Besucher zum Zeichen besonderer Vertraulichkeit auf dem Nachtstuhl zu empfangen pflegte, auf dem er den ganzen Vormittag sass und Depeschen abfertigte.

Durch hohe französische Gönner dem Staatsminister Aranda angelegentlich empfohlen, fand Casanova in Madrid schnell Anschluss und sah hier auch Mengs wieder, der seit sechs Jahren im Dienst des Königs Karl III. stand und zu Ansehen und Reichtum gelangt war. Leider dauerte der Friede nicht lange: Casanova wird mit der Begründung, in seiner Wohnung Waffen versteckt zu halten, in einen elenden Kerker geworfen und sieht hier, von dem zaghaften Mengs nur schwach unterstützt, einem traurigen Geschick entgegen, bis er endlich auf Arandas Befehl freigelassen wird. »Das Glück hat mir immer gezeigt, dass man ihm unrecht thut, wenn man es blind nennt; es hat mich stets nur erniedrigt, um mich zu erhöhen, und immer nur erhoben, um mich desto schneller zu stürzen.« Glänzend rehabilitiert, verkehrte der Abenteurer in Madrid und Aranjuez in den vornehmsten Kreisen und erlangte auch Anschluss an den venetianischen Gesandten Manucci. Es war das erste Mal seit seiner Flucht aus dem Bleigefängnis, dass eine offizielle Persönlichkeit seines Vaterlandes ihm die Thür öffnete. Aber er überwarf sich bald mit Manucci ebenso wie mit Mengs und zeichnet ein Charakterbild des letzteren, das zwar nichts Schmeichelhaftes, aber zweifellos viel Treffendes enthält: eitle Ruhmsucht, Unzuverlässigkeit, Völlerei und Jähzorn waren die bekannten Schwächen des grossen Malers.

In derartig zerrütteten Vermögensverhältnissen, dass er nahe daran war, Uhr und Tabaksdose zu verkaufen, verliess Casanova im August 1768 die Ufer des Manzanares in der Absicht, sich von Marseille nach dem Orient einzuschiffen. Es sollte aber nicht dazu kommen, denn

Barcelona 1768. in Barcelona passierte ihm wieder einmal ein recht unangenehmes Abenteuer. Er besass die Kühnheit, sich in ein vertrautes Verhältnis mit der Geliebten des Generalgouverneurs von Katalonien, Grafen von Ricla,

einzulassen und wurde von dem Eiferstüchtigen, nachdem er mit knapper Not einem Mordanschlag entgangen war, am 15. November in der Citadelle festgesetzt. Zu seiner Zerstreuung schrieb er hier in 42 Tagen die »Confutazione« von Amelot's de la Houssaye Geschichte des venetianischen Staates (vergl. Bibliographie).

Aus dem Gefängnis entlassen, aber aus Katalonien ausgewiesen, erreichte Casanova unter vielfachen Bedrängnissen zu Anfang des Jahres 1769 südfranzösischen Boden und nahm in Montpellier und Aix längeren Aufenthalt. In Aix stand er in angenehmem Verkehr mit Marquis d'Argens, dem erst kürzlich von Potsdam in seine Heimat zurückgekehrten Vertrauten Friedrichs des Grossen; hier traf er auch zum erstenmal mit dem am Anfang seiner Laufbahn stehenden Cagliostro zusammen. »Auf seinem Gesichte las man Mut, Keckheit, List und feinen Spott, er war ganz das Gegenteil von seiner Frau, deren Wesen Adel, Bescheidenheit, Unbefangenheit, Sanftmut und holde Scham verriet.« Nach glücklicher Ueberwindung einer lebensgefährlichen Krankheit reiste unser Venetianer über Marseille, Nizza und Turin nach Lugano, wo er in stiller und beruhigender Arbeit bis zum Herbst verblieb und die Drucklegung seiner »Confutazione« besorgte. Im Oktober lag das dreibändige Werk fertig vor, und da er schon vorher nach damaliger Gewohnheit eine erfolgreiche Subskription darauf eröffnet hatte, so wurden die 1200 Exemplare der Auflage noch vor Ablauf eines Jahres vergriffen. »Mein Hauptzweck bei diesem Werke war, mich mit den Staatsinquisitoren von Venedig wieder auszusöhnen. Nachdem ich ganz Europa durchirrt hatte, fühlte ich ein brennendes Verlangen, in meine Heimat zurückzukehren, und diese Sehnsucht wurde zu Zeiten so unerträglich, dass ich nirgends als dort mehr leben zu können glaubte.« Aber erst nach fünf Jahren sollte seinem Werben Gehör verliehen werden.

Lugano 1769.

Von Lugano zog er nach Turin, von hier ziemlich mittellos nach Livorno in der Absicht, mit dem russischen Geschwader des ihm von St. Petersburg her bekannten,

Italien 1769/71.

wegen seines Reichtums und brutalen Uebermuts gleicher Weise berühmten Oberadmirals Alexei Orlov nach der Levante zu kriegerischen Unternehmungen zu segeln, aber Orlov konnte ihm kein Amt anbieten. Unter mannigfachen Abenteuern schlängelte sich Casanova nun nach dem Süden herunter, traf in Rom seinen Dresdener Bruder Johann und Mengs und nahm in Neapel, jetzt zwar, in gereiften Jahren, mehr in der Rolle des Beobachters als in der des Agenten, an dem um alle politischen Wirren unbekümmerten Treiben der in *dulci júbilo* schwelgenden Gesellschaft teil. Das Jahr 1770 sah ihn abermals in Rom, wo er Bernis als Kardinal wiederfand, 1771 lebte er in einsiedlerischer Ruhe in Florenz, mit seiner Uebersetzung der Iliade beschäftigt. Gegen Ende des Jahres aus Florenz und Toskana ausgewiesen, ging er nach Bologna und verbrachte dort acht Monate in heiterer Ruhe.

Von dem glühenden Drange beseelt, sich die Erlaubnis zur Rückkehr in die Vaterstadt zu verschaffen, lebte Casanova in den folgenden Jahren in unmittelbarer Nähe von Venedig, in Triest und Görz, litterarischen Arbeiten hingegeben und hauptsächlich mit seiner Geschichte der polnischen Unruhen (vergl. Bibliographie) beschäftigt und auf mannigfache Weise um die Gunst des Rats von Venedig buhlend.

Mit dem Anfang des Jahres 1774 brechen Casanovas Memoiren ab; über den Rest seines Lebens sind wir theils aus den Akten des venetianischen Staatsarchivs, theils aus den Mittheilungen des Fürsten von Ligne sowie aus Casanovas weiteren Schriften und seinem litterarischen Nachlass unterrichtet.

Rückkehr nach
Venedig 1774.

Am 3. September 1774 ging dem alternden Abenteurer endlich die Sonne der Gnade auf und er durfte in seine Heimat zurückkehren, allerdings unter Bedingungen, die höchst beschämend für ihn waren: er musste der Staatsinquisition geheime Berichte über gewisse Persönlichkeiten und Zustände liefern, also, beim richtigen Namen genannt, Spionagedienste leisten. Es liegen etwa 30 Rapporte von Casanovas Hand vor:

»Es thut weh zu sehen, wie dieser grosse und seltene Geist mit dem unsauberen Gewerbe herumringt, das man ihm, um die heissersehnte Rückkehr ins teure Vaterland zu erlangen, schnöde aufgebürdet hat, wie er seine Rifertas mit Philosophie, Geist und klassischer Gelehrsamkeit durchsäuert, als wollte er sagen: Von einem Mann wie mir müsst ihr keine ordinären Geheimpolizisten-Rapporte erwarten!« (J. F. Meier.)

Kärglich besoldet, lebte Casanova so eine Reihe von Jahren ziemlich zurückgezogen in Venedig, aber noch einmal sollte ihn sein Schicksal in das frühere Abenteuerleben zurückschleudern. Ein Wortwechsel im Hause seines alten Gönners, des Patriziers Grimani, veranlasste ihn — es war i. J. 1782 — eine heftige Satire gegen diesen unter dem Titel: »Ne Amori ne donne ovvero la Stalla d'Augia repulita« (vergl. Bibliographie) zu veröffentlichen. Die Folge dieses bedauerlichen, vom Jähzorn eingegebenen Schrittes war Casanovas abermalige, diesmal unwiderrufliche Verbannung. Er verliess im September 1782 die Vaterstadt, ging nach Triest und Wien, wo er eine Unterredung mit Joseph II. hatte, verweilte dann an verschiedenen Orten Oberitaliens, in Augsburg, Frankfurt, Köln, Aachen, Amsterdam etc. und kam im Jahre 1784, müde des Wanderlebens, enttäuscht und niedergedrückt, wieder in Paris an.

Verbannung
1782.

* * *

Casanova stand im neunundfünfzigsten Lebensjahre. Die mit den rastlosen Wanderfahrten verknüpften Aufregungen konnten an diesem, wenn auch noch so robusten Körper nicht spurlos vorübergehen, dazu gesellten sich die Folgen eines ungestümen Genusses aller sinnlichen Freuden — der Abenteurer sah sich physisch frühzeitig gealtert. Er musste sich mit Schmerzen bewusst werden, den rechtzeitigen Uebergang zu ruhigen und geordneten Lebensverhältnissen versäumt zu haben und nun in der traurigen und beschämenden Stellung eines Entgleisten, eines alten Bohémiens dazustehen, vereinsamt, ohne Kraft zu neuen Thaten, ohne hinreichende Mittel und

Paris 1784.

mit dem Schwinden äusserer Vorzüge auch seines stärksten Bundesgenossen beraubt: des Glücks in der Liebe. Er, der übermässig empfindliche, höchnütige, rechthaberische und aufbrausende Kavalier, der gewohnt war, alle Menschen, die ihm missfielen, zu brüskieren, und Jeden, der ihn scheel anblickte, vor die Klinge zu fordern, sah den Augenblick näher und näher kommen, wo er froh sein müsste, in irgend einem stillen Winkel bei einem Mitleidigen das Gnadenbrot zu essen. Er hatte in guten Tagen nichts erübrigt, um in bösen davon zu zehren. Jetzt musste er es wohl bitter empfinden, dass er in der That immer nur »ein Spielball in den Händen Fortunas« gewesen war, als den er sich damals auf schweizerischem Boden, von vorübergehenden Wünschen nach Weltflucht und Frieden erfüllt, bezeichnet hatte.

Die Ironie des Schicksals wollte es, dass er jenes otium cum dignitate, das er im Vaterlande vergeblich gesucht hatte, in den oft von ihm mit spöttischer Geringschätzung behandelten deutschen Landen, und zwar auf österreichischem Boden, finden sollte. Im Frühjahr 1784 hielt sich der Reichsgraf Josef von Waldstein, Schlossherr von Dux, Oberleutersdorf etc., einer der vornehmsten böhmischen Standesherrn aus dem berühmten Geschlecht des Friedländer Generalissimus, in Paris auf und lernte durch Vermittlung von Casanovas Freund, dem Abbé Eusebio della Lena, im Hause der venetianischen Botschaft unsern Italiener kennen. In der Gesellschaft des Grafen befand sich sein Oheim Fürst Karl Josef von Ligne, ein als weltmännischer Kavalier wie auch als geistreicher, durchaus antikonventioneller Schöngeist und Schriftsteller ausgezeichnete Mann. Beide fanden an den Tischgesprächen des witzigen Abenteurers solches Gefallen, dass ihm der Graf, offenbar auch vom Gefühl menschlicher Teilnahme getrieben, einlud, auf seinem Duxer Schlosse Wohnung zu nehmen, um gemeinschaftliche Studien zu treiben, die sich auch, der immer noch herrschenden Mode entsprechend, auf alchimistische Spielereien erstrecken sollten. Damit Casanova auch ein Amt hätte, sollte ihm die Sinekure eines

Schlossbibliothekars anvertraut werden, er bezog dafür freie Wohnung mit voller Beköstigung und — wie aus einem seiner Duxer Briefe hervorgeht — ein Jahresgehalt von 1000 Gulden. Es war selbstverständlich ein Almosen, denn der alte Mann leistete ausser seiner privaten Schriftstellerei nicht die geringste Arbeit und es wurde auch gar keine von ihm verlangt.

Es mag für Casanova ein schwerer Entschluss gewesen sein, auf dieses Anerbieten, so hochherzig und freundlich gemeint es auch war, einzugehen, bedeutete doch die Annahme — darüber musste er sich klar sein — nichts anderes als einen völligen Abschluss mit dem Leben in dem Sinne, wie er das Leben verstand. Dux! Eine Ultima Thule! Ein kleines Nest mit kleinen Leuten, deren Sprache er kaum verstand und deren spiessbürgerliche Begrenztheit ihm, dem Weltkenner, lächerlich vorkommen musste. Er war sich bewusst, seiner »angenehmen Auflösung im böhmischen Chantilly«, wie er im »Icosameron« mit bitterem Spotte schreibt, entgegen zu gehen — aber er musste schliesslich, bei rechter Ueberlegung, dem Schicksal dafür danken, still auf gerettetem Boot in einen sicheren Hafen steuern zu dürfen. Er nahm also das Angebot des Grafen an.

Ob Casanova den Grafen Waldstein im Jahre 1784 oder 1785 kennen lernte, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, jedenfalls berichtet Casanova im »Icosameron«, dass er sein Amt im September 1785 antrat. Damit war seine Rolle in der grossen Welt ausgespielt, und der Mann, der vier Jahrzehnte hindurch die europäische Gesellschaft beschäftigt hatte, fiel so schnell der Vergessenheit anheim, dass über die letzten vierzehn Jahre seines Lebens bis in die neueste Zeit Unklarheit herrschte und nicht einmal sein Todesjahr bekannt war — giebt es doch selbst sein gewissenhafter Biograph und Kommentator Barthold mit 1803 an, während es richtig 1798 lautet.

Dux 1785.

In dem Duxer Refugium warf sich Casanova mit Eifer auf litterarische Arbeiten wissenschaftlicher und belletristischer Art und unterhielt zugleich eine ausgedehnte Korrespondenz mit befreundeten Persönlich-

keiten. Ueberblickt man seine Produktionen, von denen später im bibliographischen Teil des Näheren die Rede sein wird, so muss man staunen über die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit dieses Mannes, dem nichts Menschliches fremd zu sein scheint und der von dem unwiderstehlichen Triebe beseelt ist, sich mit allen die Menschheit bewegenden Fragen, seien es nun religiöse, ethische, historische, politische, soziale oder wissenschaftliche, abzufinden und sein Bestes zu geben, um auf dem Wege der Erkenntnis ein Stückchen weiter vorzudringen. Und darin, in diesem ehrlichen Bemühen, liegt die Gewähr der Verzeihung für manche Verfehlung, der Aussöhnung mit den Schwächen seines Charakters und Temperaments.

Graf von Waldstein führte das Leben eines Grandseigneurs, wie es zu seiner Zeit üblich war, und unser Held, der an der herrschaftlichen Tafel speiste, hatte deshalb häufig Gelegenheit, sich in einem glänzenden und vornehmen Kreise der zu Besuch weilenden Gäste — Fürst von Ligne, Prinzessin Clari, Fürst Jablonsky, Prinz von Anhalt-Köthen und alle bekannten Namen des österreichischen und sächsischen Feudaladels kamen darin vor — zu bewegen und wieder den wohlthuenden Einfluss verfeinerter Geselligkeit auf sich wirken zu lassen. War er in liebenswürdiger Stimmung, was mit den zunehmenden Jahren immer seltener vorkam, so suchte er sich durch Gelegenheitsgedichte und kleine Theaterstücke, die er für die Liebhaberbühne schrieb, angenehm zu machen — eine Probe dieser dramatischen Versuche liegt hier im »Polemoskop« vor. Der Schlossherr behandelte ihn, wie Fürst von Ligne versichert, mit liebevoller Aufmerksamkeit und einer Geduld, die gegenüber der wachsenden Reizbarkeit des alten Herrn bewunderungswürdig war. Die schöne Gabe der Dankbarkeit schien Casanova nur in sehr geringem Masse zu besitzen, er betrachtete offenbar die vierzehnjährige Gastfreundschaft als etwas Selbstverständliches und liess allen Gefühlen des Unmuts über kleine Leiden freiesten Lauf, ohne die Vorteile seiner immerhin respektablen und gesicherten Stellung anzuerkennen.

Diese kleinen Leiden empfand er allerdings ungemein schwer. Wenn der Graf, wie es häufig vorkam, nicht in Dux weilte, war Casanova an die Tischgesellschaft des Hausverwalters Faulkircher, eines, wie es scheint, ziemlich rohen und ungebildeten Menschen, gefesselt, der sich für die unverhohlene Verachtung, die ihm der Alte entgegenbrachte, auf seine Weise rächte, indem er die Domestiken gegen ihn mobil machte und besonders einen gewissen Viderol zum Werkzeug seiner unwürdigen Chikanen auserkor. Es thut weh zu sehen, wie der alte Kavalier, in seiner krankhaft gesteigerten Reizbarkeit unfähig, einen *modus vivendi* zwischen sich und dem Hausverwalter zu schaffen, auf alle Anzapfungen eingeht und deshalb die volle Schale gehässiger Gemeinheit, wie sie nur in Bedientenstuben so üppig gedeiht, über sich ergiessen lassen muss.

Um von dem Gemütszustande Casanovas im Duxer Schloss ein Bild zu geben, citiere ich Folgendes aus dem »Fragment sur Casanova« des Fürsten von Ligne, der, wie er sagt, »sechs Sommer nacheinander die Freude hatte, seine Unterhaltung zu geniessen, die durch die Phantasie eines zwanzigjährigen Jünglings, durch begeisterte Freundschaft und reiche und nutzbare Gelehrsamkeit gewürzt wurde«. Man muss freilich beachten, dass der witzige Spötter gern zur Uebertreibung neigt.

Fürst v. Ligne
über Casanova.

»Kein Tag verging, wo er nicht über seinen Kaffee, seine Milch, seinen Teller mit Maccaroni, den er täglich verlangte, einen Aufstand im ganzen Hause erregte. Bald hatte der Koch ihm die Polenta versalzen, bald hatte der Stallmeister ihm einen schlechten Kutscher gegeben, mit dem er sich schämte, zu mir zu fahren, bald hatten die Hunde während der Nacht so gebellt, dass er nicht schlafen konnte. Fremde Gäste, die der Graf Waldstein erwartete, waren schuld daran gewesen, dass er allein an einem kleinen Tisch hatte essen müssen, oder ein Jagdhorn hatte am frühen Morgen sein Ohr mit schneidenden und falschen Tönen zerrissen. Der Pfarrer hatte ihn geärgert, weil er darauf ausging, ihn zu be-

kehren, oder der Graf hatte ihm nicht zuerst guten Morgen gesagt. Aus hämischer Bosheit hatte man ihm die Suppe zu warm aufgetragen, oder der Diener hatte ihn warten lassen, ehe er ihm zu trinken gab. Bald war er einem angesehenen Herrn nicht vorgestellt worden, der nach Dux gekommen war, um die Lanze zu sehen, mit der der grosse Waldstein ermordet worden. Aus Bosheit, und nicht, weil der Schlüssel fehlte, hatte man ihm das Arsenal nicht öffnen wollen, oder der Graf hatte ein Buch verliehen, ohne es ihm vorher anzuzeigen. Bald hatte der Stallknecht nicht den Hut vor ihm abgenommen, bald hatte er Deutsch gesprochen, und man hatte ihn nicht verstanden; dann hatte er sich geärgert und man hatte gelacht, oder er hatte seine französischen Verse vorgezeigt, und man hatte auch gelacht. Dann hatte er seine italienischen Verse deklamiert, und man hatte über seine Gesten dabei gespottet. Beim Eintreten hatte er eine Verbeugung gemacht, wie der berühmte Tanzmeister Marcel sie ihn vor sechzig Jahren gelehrt hatte, und man hatte gelacht; dann hatte er sein Menuett mit gewohntem Ernst getanzt, und man hatte das lächerlich gefunden. Oder er hatte seinen weissen Federhut, seinen vergoldeten Spitzenkragen angethan, seine schwarze Sammetweste angezogen und seine beblühten Strumpfbänder um die seidenen Zwickelstrümpfe vorschriftsmässig geschnürt, und man hatte darüber zu lachen gewagt. Cospetto! rief er aus, Ihr seid alle Lumpengesindel, alle Jakobiner. Ihr versagt dem Grafen den Gehorsam, und der Graf verständigt sich gegen mich, wenn er Euch nicht züchtigt. Herr Graf, wandte er sich dann an diesen, ich habe dem Kron-Feldherrn von Polen den Bauch durchschossen: ich bin nicht Edelmann von Geburt, aber ich selbst habe mich zum Edelmann gemacht.

Der Graf lachte ihn aus — neuer Grund zur Klage, neue Beschwerden. Einst tritt der Graf mit einem Paar Pistolen in der Hand zu ihm ein, ohne ihm ein Wort zu sagen und mit ernstem Gesicht, um über seinen närrischen Gast lachen zu können. Casanova fängt an

zu weinen, wirft sich ihm um den Hals und ruft aus: Wie könnte ich meinen Wohlthäter töten! — *Bella cosa!* — weint von neuem, klagt, fürchtet, dass man glauben werde, er habe vor dem Duell Angst, nimmt die Pistolen an, giebt sie mit einer graziösen Bewegung zurück, wie als wenn er einer Dame die Hand zum Menuett reicht, mit bis zum Aug' emporgehobenen Fingern, bricht abermals in Thränen aus, und fängt an, von der Kabbala, von Magie und Maccaroni zu reden.

Die guten Hausmütter des Städtchens führen Klage über ihn, dass er ihren Töchtern dummes Zeug vorrede und ihnen zusetze. Er schimpft sie Demokraten, nennt die Abtei Ossegg, eine halbe Stunde von Dux, ich weiss nicht mehr weshalb, ein zweites Calvados, und entzweit sich und den Grafen mit den guten Mönchen. Dann überladet er sich den Magen und behauptet, man habe ihn vergiften wollen. Er wirft um und behauptet, dies geschehe auf Betrieb der Jesuiten. In der Tuchfabrik von Oberleutensdorf, das dem Grafen gehört, entnimmt er auf Kredit Tuch und sieht eine Beschimpfung darin, eine Schmach, die man nur ihm zudenke, als man Zahlung von ihm begehrt.

Wie kann er so unablässigen Verfolgungen länger widerstehen? Gott gebietet ihm endlich, Dux zu verlassen. Ohne an ihn besonders zu glauben, wie an seinen Tod, den er in jedem Augenblick nahe glaubt, behauptet er doch, alles, was er thue, geschehe auf seinen Antrieb, und citiert sein Motto beständig. Der Himmel befiehlt ihm, von mir Empfehlungsbriefe nach Weimar zu begehren, und zwar an den Herzog, der mich liebt, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, die mich nicht kennt, und an einige Berliner Juden. Heimlich verlässt er Dux, hinterlässt einen Absagebrief an den Grafen, zartsinnig, eitel, aufgeblasen und voll innern Grimmes. Der Graf lacht und sagt, er werde schon wiederkommen. — Man lässt ihn in den Vorzimmern warten: kein Mensch trägt ihm eine Stelle als Bibliothekar, Erzieher, Kammerherr oder dergleichen an, und er nennt die Deutschen überall dumme Teufel. Der treffliche Herzog von

Weimar empfängt ihn so gut als möglich: aber in demselben Augenblick wird er auf Goethe, auf Wieland, seine älteren Günstlinge neidisch, deklamiert laut gegen sie und ihre Litteratur und geht nach Berlin. Hier ereifert er sich gegen die Unwissenheit der Leute, den Aberglauben, die Betrügereien der Israeliten, an die ich ihn empfohlen hatte, zieht für Geld, das sie ihm vorstrecken müssen, Wechsel auf den Grafen Waldstein, die dieser lachend bezahlt, und kehrt endlich nach Dux zurück, wo ihn sein Wohlthäter herzlich umarmt. Casanova lacht und weint in einem Atem und versichert, Gott habe ihm geboten, diese sechswöchentliche Reise zu unternehmen, ohne Abschied aufzubrechen und endlich in sein Zimmer nach Dux zurückzukehren.«

Fürst von Ligne war auch der litterarische Vertrauensmann Casanovas und hat an seinen Arbeiten thätigen Anteil genommen; so revidierte er z. B. — ebenso wie Graf Marcolini in Dresden, von dem später noch die Rede sein wird — den Anfang der Memoiren, die Casanova erst in den letzten Lebensjahren niederschrieb und die er dem Fürsten nach und nach vorlas. Der Fürst hat die Veröffentlichung der Memoiren nicht mehr erlebt — er starb i. J. 1814 — und giebt in seinem Fragment einen Bericht darüber, der manche in den Memoiren nicht enthaltenen Züge erwähnt, wobei er die Befürchtung ausdrückt, dass die Aufzeichnungen nie zur Veröffentlichung gelangen würden. Er sagt von ihnen: »Sie sind voll von dramatischem Interesse, lebhaft, hinreissend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexionen erfüllt« und nennt ihren Verfasser »einen Mann von vielem Geist, scharfumrissenem Charakter und umfassenden Kenntnissen«. Wenn er seinen Stil zwar anziehend und spannend, »aber rauh, barbarisch, ohne Feile« nennt, so thut er ihm unrecht, denn Casanovas Diktion ist thatsächlich elegant und er weiss immer in fein pointierter Weise das Wesentliche herauszuarbeiten — gelegentliche stilistische Entgleisungen darf man ihm nicht anrechnen, da er in fremder Sprache schrieb.



Marktplatz in Dux.

Im Hintergrund ein Teil des Waldsteinschen Schlosses.



Casanovas Grab
neben der Barbarakirche in Dux.

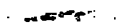
An einer anderen Stelle der Werke des Fürsten von Ligne wird Casanova unter dem Namen »Aventuros« geschildert und es heisst dort von ihm: »Er ist ein wahrer Born der Weisheit, aber er citirt zu oft den Horaz . . . Seine geistige Begabung und sein Witz haben attisches Salz. Er ist gefühlvoll und dankbar (?), wenn man aber nicht das Glück hat, ihm zu gefallen, so wird er boshaft, mürrisch und höchst unangenehm. Mit einer Million könnte man einen auf seine Kosten gewagten Scherz nicht wieder gut machen!« Und von seiner persönlichen Erscheinung heisst es: »Er wäre ein schöner Mann, wenn er nicht hässlich wäre! Er ist gross gewachsen wie Herkules, sein Teint ist afrikanisch, seine Augen sind zwar voll Geist, aber immer sprühen daraus Erregtheit, Unruhe und Unwille, wodurch sein Aussehen etwas wild wird. Weil es leichter ist, ihn zornig als zufrieden zu machen, sieht man ihn weniger lachen, als lachen machen.«

Im Jahre 1791 hielt sich Schiller mehrere Tage im Duxer Schloss auf, um Lokalstudien zu seiner Wallenstein-Trilogie zu machen, jedoch ist von einer Begegnung mit Casanova nichts bekannt geworden.

Ausserhalb des Schlosses verkehrte Casanova mit dem Arzte O'Reilly in Oberleutersdorf und mit dem Arzte Palm in Dux, als dessen Nachkomme dort noch eine Dame lebt, die früher eine Anzahl von Andenken an den Abenteurer besass, sie aber verschenkt hat. In seinen letzten Lebensjahren pflegte er, nach mündlicher Ueberlieferung, im Hofkleid, den Orden vom goldenen Sporn auf der Brust, mit einem langen Rohrstock bewaffnet, mit finsternen, vergränten Gesichtszügen unter brummenden Selbstgesprächen durch die Gassen des Städtchens zu schreiten, so dass ihm alles gern aus dem Wege ging. Er beherrschte die deutsche Sprache nicht, konnte sich aber mit Zuhilfenahme französischer Worte darin verständlich machen.

Casanova starb am 4. Juni 1798 in den Armen des Grafen von Waldstein und des Fürsten von Ligne. Seine letzten Worte lauteten: »Grosser Gott und ihr übrigen

Tod.



II

Casanova-Bibliographie

II

Casanova-Bibliographie



A. Werke von Casanova.

1. Die Memoiren.

Zweiundzwanzig Jahre nach Casanovas Tode, am 13. Dezember 1820 erschien im Contor von Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig, dem Begründer des Verlagshauses F. A. Brockhaus, ein Mann Namens F. Gentzel, der sich als Gehilfe des kaufmännischen Geschäfts von Anger & Co. in Leipzig vorstellte und Brockhaus das in französischer Sprache abgefasste Original-Manuskript der Memoiren Casanovas, aus etwa 600 Bogen bestehend, vorlegte *). Gentzel behauptete im Auftrage eines in Leipzig lebenden, angeblichen »Nachkommen des weltberühmten Casanova« zu handeln, dem das Manuskript als Erbstück zugefallen wäre und der es jetzt zu veräussern wünschte. Dabei erwähnte Gentzel noch, der ehemalige kurfürstlich sächsische Staats- und Konferenzminister Graf Marcolini in Dresden (inzwischen 1814 in Prag verstorben) hätte das Manuskript durchgesehen und ein Gebot von 2500 Thalern darauf gethan, welches indes zum grössten Schaden des jetzigen Inhabers von dessen Vormunde abgelehnt worden wäre. Brockhaus behielt das Manuskript in Händen, und nachdem er, wie er schreibt, nur erst einige Blicke in dieses »Schatzkästlein von Welt- und Lebenskunde« gethan, entschloss er sich, dem Besitzer eine von jenem früheren Gebote

*) Ich folge hier dem Berichte, den Heinrich Eduard Brockhaus in seinem biographischen Werke: »Friedrich Arnold Brockhaus, sein Leben und Wirken« (3 Teile, Leipzig, 1872—81) auf Grund der Dokumente bietet.

des Grafen Marcolini allerdings sehr abweichende Summe dafür anzubieten; er war dabei noch sehr zweifelhaft, ob irgend etwas von den Manuskripten sich zur Veröffentlichung eignen würde. Gentzel nahm dieses Anbieten im Namen seines Freundes an, und schon am 24. Januar 1821 wurde ein Kontrakt darüber abgeschlossen. Jetzt nannte sich auch der Eigentümer des Manuskripts: er unterschrieb sich Karl Angiolini und versicherte, »dass sämtliche Manuskripte sein rechtmässiges und unbestrittenes Eigentum seien«. Ausser dem umfangreichen Manuskripte der Memoiren verkaufte Angiolini nämlich in demselben Kontrakte an Brockhaus noch drei andere kleinere Manuskripte Casanovas.

Diese noch jetzt im Besitze der Verlagshandlung befindlichen, aber nie veröffentlichten Manuskripte, gleich dem der Memoiren eigenhändig von Casanova geschrieben, haben folgende Titel:

1. Essai de critique sur les mœurs, sur les sciences et les arts. (120 Seiten.)

2. A la Majesté Impériale Royale Apostolique de Joseph II. Empereur Romain etc. etc. Lucubration sur l'usure. Moyens de la détruire sans la soumettre à des comminatoires. (74 Seiten.)

3. Rêverie sur la mesure moyenne de notre année selon la reformation Grégoire par Jacques Casanova de Seingalt, Docteur des loix, Bibliothécaire de Monsieur le comte de Waldstein-Vartemberg, Seigneur de Dux etc. En Bohême dans le bourg de Oberleitendorff, diocèse de Leitmeritz, dans le mois d'Avril de l'an 1793. In pondere et mensura. (56 Seiten.)

Brockhaus vertiefte sich lange Zeit in das Studium der Manuskripte und legte sie auch seinen litterarischen Freunden vor, namentlich Ludwig Tieck, Wilhelm von Schütz, Friedrich Gustav Schilling und Otto von der Malsburg. Tieck schrieb darüber u. a.:

»Hätt' ich nur noch mehr und Alles im Zusammenhange lesen können! Der Mensch ist ganz verrückt, aber sein Leben und die Art, es darzustellen, höchst anziehend. Ich thäte gern etwas für dieses Buch.«

Tieck erbot sich auch zur Mitherausgabe, aber Brockhaus übertrug die Uebersetzung und Redaktion Wilhelm von Schütz. Dieser veröffentlichte im Jahrgang 1822 der Brockhaus'schen »Urania« zunächst drei kleine Episoden aus den Memoiren, und in einem Vorworte dazu berichtete Brockhaus über die Erwerbung der Manuskripte. Die beiden folgenden Jahrgänge der »Urania« brachten noch weitere Fragmente, und einen Teil der in diesen drei Jahrgängen mitgetheilten Episoden liess Brockhaus dann im Jahre 1823 in einer Separatausgabe unter dem Titel: »Casanoviana oder Auswahl aus Casanovas de Seingalt vollständigen Memoiren. Erstes Bändchen.« erscheinen: eine Fortsetzung davon unterblieb, weil sich Brockhaus inzwischen zu einer umfassenden Veröffentlichung aus den Memoiren entschlossen hatte.

Diese bestand in einer deutschen Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung der Memoiren durch Wilhelm von Schütz. Der erste Band davon wurde Ende 1821 (mit der Jahreszahl 1822) ausgegeben unter dem Titel: »Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuskript bearbeitet von Wilhelm von Schütz«. Wieviel Bände noch folgen sollten, wurde von der Teilnahme abhängig gemacht, die der erste beim deutschen Publikum finden würde; diese war aber eine so lebhafte, dass sich Brockhaus bald dazu entschloss, das ganze Werk in gleicher Weise bearbeiten zu lassen. Die Memoiren umfassen 12 Bände, die nach und nach in den Jahren 1822--1828 erschienen. Zu den ersten vier Bänden schrieb Schütz längere Einleitungen.

Die gleichfalls von Brockhaus vorbereitete erste französische Ausgabe erschien erst nach seinem Tode. Sie umfasst wie die deutsche Bearbeitung 12 Bände, doch konnten zunächst nur die ersten vier erscheinen (1826 und 1827), weil der Weiterdruck des Werkes von den deutschen Zensurbehörden verhindert wurde. Aus diesem Grunde sind die folgenden vier Bände erst 1832, und zwar unter einer Pariser Verlagsfirma, die letzten

vier nach einer abermaligen Pause, da auch die französische Zensur das Weitererscheinen beanstandete, 1838 unter einer Brüsseler Firma veröffentlicht worden. Diese französische Ausgabe des Werkes, die einzige berechnigte Originalausgabe, führt den Titel: »Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même. „Ne quidquam sapit, qui sibi non sapit.“ Édition originale.« (12 Bände, 1826—1838.) Ihr Herausgeber war Jean Laforge, Professor an der Ritterakademie in Dresden (geb. 1782, gest. 1852).

Die französische Ausgabe ist vollständiger als die deutsche, indes auch kein wörtlicher Abdruck des Originalmanuskripts. Während der deutsche Bearbeiter manche der bedenklichen Stellen ganz weglässt oder nur des Zusammenhangs wegen mit einigen Zeilen erwähnt, giebt der französische Herausgeber zwar auch diese meist vollständig wieder, mildert aber manche Ausdrücke; ausserdem hat er die Italienismen und Latinismen des Verfassers verbessert.

Neben diesen beiden Originalausgaben sind mehrfache Nachdrucke und nicht berechnigte Uebersetzungen erschienen. Eine in Paris 1825—1828 veröffentlichte französische Ausgabe ist nur eine von Aubert de Vitry angefertigte Rückübersetzung der deutschen Bearbeitung, während die später in Brüssel erschienenen Ausgaben mit der Bezeichnung »Édition originale, la seule complète« wörtliche Abdrucke der Leipziger Originalausgabe sind, also keine »Originalausgaben« und ebensowenig »die einzig vollständigen«. Sie können höchstens darin vollständiger genannt werden, dass einige der im Original aus Gründen der Diskretion nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichneten Persönlichkeiten hier mit ihrem vollen Namen angegeben sind.

Das Manuskript der Memoiren reicht nur bis zum Jahre 1774, dem 49. Lebensjahre des Verfassers, und brechen dann jäh ab; man vermutete deshalb mit Recht, dass der beträchtliche Rest noch irgendwo liegen oder vernichtet sein müsste. Diese Vermutung wird noch durch den Umstand bestärkt, dass ein von Casanovas

Hand geschriebener zweiter Titel: »Histoire de ma vie jusqu'à l'an 1797« beim Manuskript liegt.

Unzweifelhaft existierte eine Fortsetzung der Memoiren, es spricht aber mancherlei gegen die Annahme, dass der verschwundene Rest umfangreich gewesen sei. Wie aus dem noch unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Casanova und dem Finanzinspektor Opiz in Czaslau hervorgeht, hatte Casanova die Niederschrift der Memoiren auf Anregung seines Gönners und Freundes, des Reichsgrafen Maximilian von Lamberg, im Jahre 1790 begonnen und beschränkte er sich, nachdem er schon 1792 nahe daran war, das Manuskript zu verbrennen, auf die Beschreibung der ersten 50 Lebensjahre, »weil der Rest seines Lebens zu traurig wäre«. Aus psychologischen Gründen ist es unwahrscheinlich, dass er diesem Entschluss zuwider kurz vor seinem Tode noch viel mehr geschrieben hätte als das oben erwähnte zweite Titelblatt und einige wenige Kapitel.

Liest man die Geschichte des Memoiren-Manuskriptes, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wo befand sich das Manuskript von 1798 bis 1820, von Casanovas Tode bis zu dem Augenblick, wo es in Brockhaus' Hände gelangte?

Es findet sich keine Antwort hierauf und es ist zweifelhaft, ob sich jemals eine finden wird. Welche Wanderung mag das Manuskript in den 22 Jahren durchgemacht haben? Da stirbt ein Mann, dessen Name in ganz Europa bekannt war, und kein Mensch kümmert sich um seinen schriftlichen Nachlass. Auf irgend eine Weise, vielleicht von Neugierigen oder Habstüchtigen entwendet, wird er aus dem Duxer Schloss geführt und von Leuten, die seinem litterarischen Wert verständnislos gegenüber stehen, nutzbar zu machen gesucht. Die unbekannten Namen Gentzel und Angiolini geben keine Anhaltspunkte für irgendwelche bestimmten Vermutungen. Der Name des Staats- und Konferenzministers Grafen Marcolini in Dresden, der in diesem Handel auftaucht, ist bekannt, Marcolini war ein Gönner Casanovas und interessierte sich lebhaft für ihn. Aus dem Briefe, den

Casanova am 27. April 1797 an den Grafen Marcolini richtete und der dieser Studie im Facsimile beiliegt, geht mit aller Klarheit hervor, dass Casanova wenigstens den ersten Teil seiner Memoiren dem Grafen vorgelegt hat, denn er schreibt: »Anbei die Vorrede, die Sie durch Ihre Zustimmung geehrt haben, ich habe sie verbessert, indem ich sie von einer gewissen Metaphysik reinigte, die mir zu viel oder zu wenig schien . . . Sie werden diese meine Charaktereigenschaft noch deutlicher finden, wenn Sie in Ruhe und Gemütlichkeit meinen ersten Band lesen, den Ihnen zu überlassen ich mich entschlossen habe, falls Sie sein Verleger zu werden wünschen. Ob er nun zu meinen Lebzeiten oder erst nach meinem Tode erscheinen wird, jedenfalls, so scheint mir, muss er über alle Kritik erhaben sein; ich glaube, das wird er auch sein, wenn Sie ihn dafür halten. Die Veröffentlichung des ersten Bandes wird das Schicksal der folgenden entscheiden und Sie zum Entschluss bringen, ob sie leben oder verbrannt werden sollen . . .«

Als das Nächstliegende sollte man doch annehmen, dass Fürst von Ligne nach dem Tode Casanovas dessen litterarische Arbeiten, besonders die Memoiren, für die er das intensivste Interesse hegte, an sich genommen habe. Das kann aber nicht der Fall sein, weil der Fürst sonst in seinem (vorhin zitierten) »Fragment sur Casanova«, worin er den Inhalt der Memoiren aus dem Gedächtnis rekapituliert, den Besitz des Manuskriptes selbstverständlich erwähnt hätte. Dafür, dass der Fürst das Manuskript nach Casanovas Tode nicht an sich nahm, giebt es nur die eine Erklärung, dass es sich nicht im Schloss befand, und diese Thatsache findet ihre beste Erklärung wieder in der Wahrscheinlichkeit, dass der Verfasser es nebst den oben genannten drei kleinen Arbeiten kurz vor seinem Tode an einen Buchdrucker oder Verleger gesandt hatte, der aber nicht den Mut besass, ein so umfassendes und gefährliches Werk zu publizieren. Das Manuskript mag dann Jahre lang in irgend einem Magazin geruht haben und endlich in die

Hände des angeblichen Casanovaschen Verwandten Angiolini geraten sein.

Angesichts der Thatsache, dass die Ausgaben von Schütz und Buhl selten geworden sind und hinsichtlich ihrer Redaktion so ausserordentlich viel zu wünschen übrig lassen, wollen wir Bibliophilen der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass die Firma Brockhaus sich in nicht zu ferner Zeit entschliessen möchte, auf Grund des Originalmanuskriptes eine vollkommen authentische und kommentierte Ausgabe letzter Hand zu veranstalten. Ich bin mir der Schwierigkeit und Bedenklichkeit eines solchen Unternehmens wohl bewusst, aber wenn überhaupt die Neigung dazu vorhanden ist, so finden sich auch Wege und Mittel zur Ausführung.

1. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1822. Leipzig, Brockhaus, 1822.

Dieser sowie die nächsten Jahrgänge 1823/24 enthalten die ersten Publikationen aus Casanovas Memoiren nebst einem Vorwort des Herausgebers Brockhaus und Charakteristiken Casanovas aus der Feder von W. v. Schütz.

2. Casanoviana oder Auswahl aus Casanovas de Seingalt vollständigen Memoiren. I. (einziges) Bändchen. Leipzig, Brockhaus, 1823. 8°. 382 S. Selten.

Separatabdruck der in der Urania veröffentlichten Bruchstücke.

3. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuskript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. Leipzig, Brockhaus, 1822—28. 12 Bände 8°.

Diese erste Ausgabe weicht stark vom Original ab, da Schütz alle bedenklichen Stellen fortgelassen oder gemildert hat, sie ist aber sehr geschickt bearbeitet und liest sich besser als die Buhlsche Ausgabe (No. 7), auch sind die erklärenden Einleitungen des Bearbeiters von Wichtigkeit.

Vollständige Exemplare kommen nicht häufig in den Handel, Katalogwert 30—50 Mk.

4. *Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui-même.* »Ne quidquam sapit qui sibi non sapit.« Leipzig, Brockhaus. — Paris, Ponthieu & Cie. — Paris, Heideloff & Campé, Bruxelles, 1826—1838. 12 Bände in 8°.

Erste unverstümmelte Ausgabe nach dem Wortlaut des Originals, allerdings ist dieser auch hier bei manchen krassen Stellen retouchiert worden. Der Umfang beträgt 6066 Seiten. Die vier ersten Bände tragen den Verlagsort Leipzig, die vier weiteren Paris, die vier letzten Brüssel.

Vollständige Exemplare sind selten und werden mit 60—80 Mark notiert.

5. *Mémoires, extraits de ses manuscrits originaux publiés en Allemagne par G. de Schutz.* 14 Bände. Paris, 1825—28. 8°. Herausgeber war Aubert de Vitry.

6. *Mémoires.* Edition originale(?) et complète(?). 4 Bände. Paris, 1843. Katalogwert 14 Fr.

7. *Memoiren von Jacob Casanova von Seingalt.* Erste vollständige deutsche Ausgabe von Ludwig Buhl. Berlin, Gustav Hempel, 1850—51. 18 Teile in 6 Bänden. 8°.

Buhl hat nach der französischen Originalausgabe von 1826—38 übersetzt, aber seine Arbeit ist nicht einwandfrei. Er verschärft einerseits starke Ausdrücke, andererseits scheut er auch vor tendenziösen Färbungen nicht zurück. (Wie Mackay in seinem Buch über Max Stirner nachweist, hat Buhl bei Louis Blanc stets Dieu mit Vernunft übersetzt. Man kann unmöglich freier übersetzen!)

Diese geschätzte und gesuchte Ausgabe ist die einzige deutsche, die auf annähernde Vollständigkeit Anspruch erheben darf. (Katalogwert 38—60 Mk.) Alle späteren Ausgaben sind unvollständig, verstümmelt und häufig willkürlich entstellt.

Den Anhang der Buhlschen Ausgabe bilden: 1. Casanovas Briefe an Herrn Faulkircher in Oberleutersdorf. 2. Fragmente des Fürsten von Ligne über Jakob Casanova. 3. Th. Mundt über Casanova. 4. Barthold über die Geltung und die Bestrebungen der Italiener im Auslande.

8. Denkwürdigkeiten Jakob Casanova von Seingalts, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben von M. O. Herni (Ludwig Buhl). 12 Bände. 8°. Mit Porträt. Hamburg, 1854—56.

Erschien noch in weiteren Auflagen, die fünfte 1869.

9. Denkwürdigkeiten und Abenteuer Jakob Casanova von Seingalts. Nach der einzigen vollständigen Original-Ausgabe frei bearbeitet von L. v. Alvensleben. 17 Bände. 8°. Dessau, Neuburger, 1864—67. (Katalogwert 24 Mark.)

Dieselbe Bearbeitung erschien nochmals unter dem Titel:

Memoiren Casanovas. Deutsch von L. v. Alvensleben. 17 Bände. 8°. Mit (miserablen) Illustrationen. Altona (Prinz?), o. J. (ca. 1870).

10. Memoiren. Nach L. v. Alvensleben bearbeitet von C. F. Schmidt. 17 Teile. 8°. Mit 40 (miserablen) Illustrationen. Dessau, o. J. (1875). Katalogwert 18 Mk.

11. Auswahl aus den Memoiren Jakob Casanovas von Seingalt. Mit 48 (?) Bildern. gr. 8°. Venedig, o. J. (Altona, Prinz?)

Sehr selten, offenbar nicht vollständig erschienen. Ich habe bisher nur das erste Heft mit 5 zahmen, nicht übel ausgeführten Lithographien finden können, auch Hayn erwähnt nur dieses Heft und 7 Lithographien, jedoch fand ich auf dem Umschlag einer anderen Bilderreihe eine buchhändlerische Anzeige von obigem Werk mit der Bemerkung: „Erste Lieferung. 72 S. mit 12 feinen Bildern in Tondruck. 25 Sgr. Das ganze Werk in 4 Lieferungen mit 48 Kupfern kostet 3 Thlr. 10 Sgr. Diese Ausgabe enthält eine sorgfältige Auswahl der

interessantesten Liebesabenteuer und merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben dieses berühmten Wüstlings in 48 Kapiteln mit ebenso vielen Bildern.“

12. Casanovas galante Memoiren. Nach der französischen Original-Ausgabe (im Auszuge) frei bearbeitet. Mit Titelbild. 8°. Hamburg, o. J.

13. Mémoires de Jacques Casanova de Seingalt, écrits par lui-même. Édition complète. 6 Bände. Bruxelles, Rozez, 1872. gr. 8°. Eine neue, unveränderte Auflage erschien 1881. (Katalogwert 21 Fr. und mehr.) Schön gedruckte und stattliche, aber gemilderte und schlecht redigierte Ausgabe.

14. Mémoires. 8 Bände. Paris, Garnier, s. d. (1885). gr. 8°. (Ladenpreis 24 Fr., geb. 40 Fr.)

15. Memoiren. Nach der deutschen Bearbeitung von Wilhelm von Schütz. Vollständig (?) in 4 Bänden. München, o. D. 8°. (Katalogwert 6 Mark.)

16. Jugendjahre und Jugendabenteuer. Auszug aus seinen Memoiren nach der deutschen Bearbeitung von W. v. Schütz. München, o. D. 8°. (2 Mark.)

17. Memoiren. 8°. München, Unflad, 1884.

18. Memoiren. Aus dem Italienischen(!) übersetzt von Gustav v. Joanelli. Mit kunstvoll ausgeführten und vornehm pikanten (sic) Illustrationen. 5 Bände. Prag, Hynek, 1896. gr. 8°. Ladenpreis 21.60 Mk., geb. 32.60 Mk. (Zahme und litterarisch wertlose Bearbeitung.)

19. Serie von 102 Gravüren zu Casanovas Memoiren. 8°. (Paris, Barrand, ca. 1875.)

Die Serie dieser sehr freien, ziemlich fein ausgeführten Kupfer kommt selten vor, zumal vollständig, und dann meistens in Verbindung mit der Rozez'schen Ausgabe (No. 13). Der Katalogwert dieser Ausgabe mit den Gravüren ist 140—200 Mark.

20. Galerie zu den Memoiren Jacob Casanovas von Seingalt. In 12 Lieferungen. 48 Kupfer nebst 96 S. Text. gr. 8°. Paris, Deutscher Kunstverlag, o. J. (Berlin, ca. 1850.)

Stecher und Verleger dieser ziemlich langweiligen Blätter sind unbekannt. Kommen ebenfalls meistens in

Verbindung mit der Rozez'schen Ausgabe vor, Katalogwert ist dann 45 Fr.

Dieselbe Galerie, aber kleiner und mit Druckverschiedenheiten erschien mit dem Druckort Brüssel o. J.

21. Album zu den Memoiren des Jakob Casanova von Seingalt. 30 Originalradierungen von Max Berthold. Kleinfolio quer, in Karton. Leipzig, Litterarisches Bureau, o. J. (ca. 1870). In mehreren Auflagen erschienen. Selten, Katalogwert 12 Mk.

Die nur umrissenen, mittelmässigen Radierungen sind zahm, wurden aber dennoch früher eingezogen.

* * *

2. Sonstige im Druck erschienene Werke Casanovas.

22. *Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs.* Ecrit à Dux en Bohême l'année 1787. Mit 2 Stichen. A Leipzig, chez le Noble de Schönfeld, 1788. 8°, 270 S.

Auf der Rückseite des Titels das Epigraph: *Vir fugiens denuo pugnabit.* Hor. — Die beiden Stiche sind gezeichnet: J. Berka del. et sc. Praga. Der eine gegenüber dem Titel stellt mit der Unterschrift: »e quello mettetelo in deposito« die Einbringung Casanovas in den Dogenpalast vor, der andere, bei S. 213, ohne Unterschrift, sein Herabsteigen vom Dach des Palastes in den Kanal (was bekanntlich dem Sinn der Erzählung ganz widerspricht).

Diese erste Ausgabe ist ungemein selten, sie ist mir nur einmal im Antiquariat (i. J. 1899 zu 50 Francs) begegnet. Es erschien davon folgender sehr schöner Neudruck:

23. *Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs.* Réimpression textuelle de la rarissime édition originale de Leipzig 1788, accompagnée d'une notice et d'un essai de Bibliographie Casanovienne par L. B. de F. (L. Bordes de Fortaye). Bordeaux 1884. Gr. 8° auf Bütten-

HISTOIRE
 DE MA
FUITE DES PRISONS
 DE LA
REPUBLIQUE DE VENISE,
 QU'ON APPELLE LES FLOREN,
 ECRIT
 A DUX EN BOHEME L'ANNEE 1787.



A LEIPZIG,
 CHEZ LE NOBLE DE SCHÖNFELD
 1 7 8 8.

Facsimile (verkleinert) des Titels von No. 22.

papier, XXXII und 270 S., 3 S. Anhang, mit 2 Porträts und 2 Stichen. (Zu 15 fr. veröffentlicht, Katalogwert 6—8 fr.)

In 350 Ex. gedruckt, vergriffen. Von den beiden Porträts Casanovas ist das eine die Reproduktion des Porträts aus dem Jcosameron, das andere die Abbildung einer im Duxer Schlosse befindlichen Büste Casanovas. Der einleitende bibliographische Essai von L. B. de F. übertrifft jedenfalls Baschets Arbeit (siehe No. 48), auf die er sich stützt.

Von der Originalausgabe der *Histoire de ma fuite* erschienen mehrere Neuauflagen und Bearbeitungen:

Eine vollständige deutsche Ausgabe erschien fast gleichzeitig mit der Ausgabe No. 24 unter dem Titel:

25. *Meine Flucht aus den Staatsgefängnissen zu Venedig, die Piombi genannt*. Eine höchst interessante Geschichte aus dem Französischen. Gera und Leipzig, 1797. 8°, 1 Bl. Vorbericht (unterzeichnet vom Uebersetzer), 219 S., 1 S. Druckfehler. Im Besitz des Verf. Sehr selten.

Der Uebersetzer ist Chr. Andr. Behr.

26. Dieselbe Ausgabe wie No. 25, nur mit etwas verändertem Titel, ohne die deutsche Einleitung. Halle, 1823. Von Barbier und Quérard citiert, im Besitz des Verf. Sehr selten.

Die populärste moderne Ausgabe erschien in Reclams Universal-Bibliothek (No. 687) unter dem Titel:

27. *Casanovas Gefangenschaft und Flucht aus den Bleikammern zu Venedig*. Bearbeitet von Otto Randolf. Leipzig, Ph. Reclam jun.

28. *Confutazione della Storia del governo veneto d'Amelot de la Houssaie, divisa in tre parti*. Amsterdam, 1769, Presso Pietro Mortier. 3 Teile gr. 8°, 213, 280 und 288 S.

Auf dem Titel das Epigraph:

Quibus

Pepercit aris.

Hor. 1. I. od. 29.

Der Titel des dritten Teils lautet: *Supplimento all' opera intitolata Confutazione della Storia del governo veneto d'Amelot de la Houssaie*, mit folgendem Epigraph:

Nimum insanis paucis videtur, eo quod

Maxima pars hominum morbo jactatur eodem.

Hor. 1. II. Sat. 3.

In seinem Aufsatz »De l'Icosameron« (siehe No. 44) berichtet Casanova, dass ihm die *Confutazione* 1000 Dukaten eingebracht hätte. Das Werk muss sehr selten vorkommen, ich habe es noch niemals in Antiquariatskatalogen gefunden und auch auf Bibliotheken vergeblich gesucht. Casanova schrieb es in der Citadelle zu

Barcelona, wo er wegen einer Liebschaft mit der schönen Nina, der Geliebten des Gouverneurs, sechs Wochen lang eingekerkert war, und sagt hierüber: »So schrieb ich denn hier in 42 Tagen mit Bleistift und ohne alle Bücher die Widerlegung der bekannten Geschichte von Venedig von Amelot de la Houssaie, indem ich nur die Citate offen liess, um diese auszufüllen, wenn ich das Buch selbst vor Augen haben würde.« Diese Arbeit macht dem historischen Wissen ihres Verfassers alle Ehre. Uebrigens wurde die Confutazione nicht in Amsterdam, sondern nach Casanovas eigener Angabe in Lugano bei Agnelli in 1200 Exemplaren gedruckt, die Auflage wurde innerhalb eines Jahres abgesetzt. (Um so seltsamer ist das spurlose Verschwinden dieses, auch von Meusel in seinem »Gelehrten Teutschland« 1791 angeführten Werkes.) Die Confutazione ist eine italienisch geschriebene Widerlegung des i. J. 1693 erschienenen Werkes Amelots und enthält längere französische Passagen, so z. B. eine im dritten Teil (S. 68—77), betitelt: *Remarques sur les discours aus Welches écrits en mauvais français par le traducteur*, ferner eine andere im selben Teil (S. 136 bis 218), betitelt: *Apostille*, die sich auf Voltaire bezieht, und einen *Dialogue entre l'homme et la raison*. Casanova liess sich bei der Niederschrift seines Werkes von der ausgesprochenen Absicht leiten, sich dadurch die Gunst des Senats von Venedig und die Erlaubnis zur Rückkehr in die Vaterstadt zu verschaffen. Man weiss, dass er seinen Zweck, wenn auch erst fünf Jahre später, erreichte.

29. *Lana caprina*. (Venedig, 1772.)

Diese Broschüre ist eine Parodie auf die von zwei Professoren der Universität Bologna herausgegebenen Schriften »*L'utero pensante*« und »*La force vitale*«, in denen die Verfasser allen Ernstes beweisen wollten, dass der Uterus ein vom Organismus des Weibes unabhängiges Lebewesen wäre. Wie Casanova erzählt, schrieb er die Parodie 1772 in Bologna und liess sie durch den Patrizier Dandolo in Venedig in 500 Exemplaren drucken, die von einem Bologneser Buchhändler in vierzehn Tagen abgesetzt wurden.

30. Recueil d'éloges de M. de Voltaire,
par différents auteurs. Um 1774 erschienen.
Von Malo (siehe No. 61) citiert, sonst unbekannt.

ICOSAMERON

OU

HISTOIRE

D'EDOUARD,

ET

D'ELISABETH

qui passèrent quatre vingts un ans chez les
Mégamicros habitans aborigènes du Protocosme
dans l'intérieur de notre globe, traduite
de l'anglois par

JACQUES CASANOVA

DE SEINGALT VÉNITIEN

Docteur ès loix Bibliothécaire de Monsieur le comte
de Waldstein seigneur de Dux Chambellan
de S. M. J. R. A.

A Prague à l'imprimerie de l'école normale.

Facsimile (verkleinert) des Titels von No. 31.

31. Icosameron ou Histoire d'Edouard et
d'Elisabeth qui passèrent quatre vingt un ans chez
les Mégamicros habitans aborigènes du Protocosme dans
l'intérieur de notre globe, traduite de l'anglois par Jac-
ques Casanova de Seingalt Vénitien, Docteur ès loix,
Bibliothécaire de Monsieur le comte de Waldstein, seig-

neur de Dux, Chambellan de S. M. J. R. A. 5 tomes in 8°. A Prague, à l'imprimerie de l'école normale. Ohne Datum.

Erschienen um 1788. Der erste Band hat XXXII, 265, VI S., der zweite XL, 306, VI, der dritte 377 und VII, der vierte 370 und VI, der fünfte 380, V und eine Liste von 170 Subskribenten.

Im dritten Bande befindet sich das von Berka gestochene, mittelmässige Porträt des Verfassers, das diesem Werke in getreuer Nachbildung beigegeben ist. Es ist das einzige authentische Bildnis des Abenteurers und dasselbe Porträt, über dessen Verunehrung durch Viderol in Dux Casanova sich in seinen an Faulkircher gerichteten Briefen so bitter beschwert*).

Die angebliche Uebersetzung aus dem Englischen beruht auf einer Mystifikation, denn der Roman stammt thatsächlich vollständig von Casanova, wie er auch in der Einleitung durchblicken lässt. Ich möchte bezweifeln, dass es schon viele Leser gegeben hat, die sich den 1800 Seiten des höchst kuriosen Werkes gewachsen fühlten; jedenfalls geht die Lektüre nicht leicht von statten. Die seltsam phantastische Erzählung versetzt den Leser in eine imaginäre Welt im Mittelpunkt unseres Planeten, sie wimmelt von theologischen und philosophischen Exkursen und darf wohl als eine in abenteuerliche Form gebrachte Niederschrift der im Duxer Schlosse mit dem Fürsten von Ligne und anderen geistreichen Männern gepflogenen, halb ernsthaften, halb ironisch-tänzelnden Gespräche betrachtet werden. Jedenfalls leidet das Werk an dem grossen technischen Fehler, dass es auf jeden künstlerischen Reiz verzichtet und die Fäden ermüdend in die Länge zieht; es erinnert in dieser Hinsicht viel-

*) Der unter dem Porträt stehende Vers:

Altera nunc rerum facies; me quaero; nec adsum,
Non sum qui fueram. Non putor esse: fui.

bildet den Schluss eines neulateinischen, erotischen Gedichts »Fututor effoetus« (von Nicolas-Chorier?), das sich in der Elzevir-Ausgabe (1781) der »Elegantiae latini sermonis« des J. Meursius befindet.

fach an die letzten Produktionen des genial-verrückten Vielschreibers Restif de la Bretonne, der überhaupt als eine mit Casanova wahlverwandte Natur betrachtet werden darf, wenngleich der venetianische Eulenspiegel dem Ideologen Restif an Verve, Witz und Wissen auch weit überlegen war.

»Icosameron« wird von einem 30 Seiten langen, vom 20. Sept. 1787 datierten Brief an den Grafen Waldstein eingeleitet, worin sich der Verfasser, sehr weit ausholend und auf eine Menge von Stellen der alten Klassiker gestützt, über die Ideen verbreitet, die ihn bei Abfassung des Werkes geleitet haben. Diese Ausführungen werden durch eine noch umfangreichere (38 S.) Einleitung zum zweiten Bande ergänzt. »Niemand auf der Welt — so beginnt der Verfasser — ist imstande zu entscheiden, ob dieses Werk eine Geschichte oder ein Roman ist, selbst der nicht, der es erdichtet hat, denn es ist nicht unmöglich, dass eine gescheite Feder eine wahre Thatsache berichtet und doch nur eine Fiktion zu geben vermeint, ebenso wie sie etwas Unwahres schreiben kann und dabei überzeugt ist, nichts als die Wahrheit zu berichten. Demnach lässt sich folgern: man wird ohne klaren Beweis weder ein Faktum leugnen, noch ihm Glauben beimessen können. Der Leser muss sich völlig gehen lassen und für wahr halten, was er wahrscheinlich findet, und für falsch, was seine Vernunft beleidigt.« Casanova beschreibt nun die im Innern der Erde gelegene paradiesische Welt, die von den »Mégamicres« bewohnt wird: unisexuellen Wesen, die den Menschen an Fähigkeiten weit überlegen sind. »Das Werk ist — so fährt er fort — die Uebersetzung eines englischen Manuskriptes, aber ich bitte Sie mich davon zu entbinden, Ihnen das Original zu zeigen, denn da ich im Englischen nicht sehr stark bin, fürchte ich zu sehr die Kritik.«

Darüber, dass der Icosameron keine Uebersetzung aus dem Englischen, sondern nach Anlage, Gedankengang und Stil zu urteilen eine durchaus selbständige Dichtung Casanovas ist, darf kaum ein Zweifel walten.

Ueber die Gründe, die den Verfasser veranlassten, seine Arbeit unter dem Deckmantel einer Uebersetzung herauszugeben, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Vielleicht erklärt es sich am einfachsten durch das Gefühl der litterarischen Unsicherheit und einer gewissen Neigung zum Mystifizieren, die dem Abenteurer sein ganzes Leben hindurch treu blieb und die er ja mit erlauchteren Geistern der Litteratur teilt.

Im weiteren Verlauf des Einleitungsschreibens erwähnt der Verfasser, dass er das Werk in 16 Monaten geschrieben habe, und macht dem Grafen Waldstein einige halb ironische Elogen. »Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, dem es in den Sinn gekommen ist, mich in meinen Wanderfahrten aufzuhalten, indem Sie mir zu Anfang September des Jahres 1785 Ihre schöne Bibliothek anvertrauten. Ich habe mir niemals in meinem ganzen Leben ein Vergnügen daraus gemacht, den Ort zu bestimmen, wo meine Gebeine zu Staub werden sollen, denn das war mir immer ein Gegenstand des Widerwillens, aber Sie haben es verstanden mich dahin zu bringen, meiner angenehmen Auflösung hier im böhmischen Chantilly, auf Ihrem Duxer Schlosse, entgegenzusehen . . . Es war nicht mein Wille, Herr Graf, Ihnen mein Buch mit einer faden Widmung zu überreichen, denn was ist eine Widmung? Sie missfallen mir noch mehr als die Leichenreden, denn diese haben wenigstens das Verdienst, den Gegenstand der Huldigung nicht mehr zu langweilen . . . Die Menschen lesen die Satiren lieber als die Elogen und sie haben recht.«

Der Einleitung folgt ein langer Kommentar (108 S.) zu den ersten drei Kapiteln der Genesis, wiederum mit einer Ansprache »an den guten Leser«. Ueber den Wert dieser theologisch-kritischen Betrachtungen möchte ich mir kein Urteil anmassen. Dann kommt eine »Introduction« (42 S.), in der uns die jugendlichen Helden der Geschichte vorgestellt werden: Eduard und Elisabeth, die am 15. Februar 1615 das Haus des greisen Ehepaars Alfred und Wilhelmine irgendwo in England be-

treten und sich den Alten als ihre Kinder zu erkennen geben, die vor 81 Jahren bei einer Seefahrt angeblich vom Malstrom verschlungen wurden. Sie wurden damals gerettet, kamen über Island und Grönland in die Polarregion und gelangten von hier auf seltsame, umständlich erzählte Weise in die Wunderwelt der Mégemicres im Innern der Erde, wo sie 81 Jahre in beständiger Jugend verbrachten.

Im Verlauf von 20 Tagen erzählen nun Eduard und Elisabeth ihre Erlebnisse und Beobachtungen im Reiche der Mégamicres, und ihre Zuhörer unterhalten sich über das Gehörte. Casanova entwickelt innerhalb dieses ziemlich kunstlosen Rahmens das utopistische Bild eines Idealstaates.

Die naheliegende Vermutung, dass ihm die Lektüre von Thomas Morus und andern Utopisten zu dieser Geschichte angeregt habe, wird durch die Einleitung zum zweiten Bande bestätigt, denn sie beginnt mit den Worten: »Platon, Erasmus, der Kanzler Bacon, Thomas Morus, Campanella und auch Nicolas Klimius sind es, die mich dazu anspornten, diese Geschichte oder diesen Roman zu veröffentlichen.« Er fährt dann fort: »Ich bin ein Bewunderer der Alten und glaube ihnen mein ganzes Wissen zu verdanken, denn ohne die Milch, die ich bei ihrem Studium säugte, hätte ich nie den Mut gehabt, Horazens Rat „sapere aude“ zu befolgen, aber nicht alle Welt gehört zu ihren Bewunderern. Es giebt Moderne, die sich selbst bevorzugen und sagen, dass sie zum mindesten dasselbe vollbrächten wie die Alten, und vielleicht noch mehr. Welche Bescheidenheit! Darf man aber ihren Worten glauben? Unsere Ueberlegenheit über die Alten in der Physik kann ihr Verdienst nicht herabdrücken: der Sohn bäckt erst Brot, nachdem der Vater den Sauerteig gerührt hat; der Vater hat die Milch zum Stocken gebracht, der Sohn macht den Käse; der Vater hat die Nation unterjocht, der Sohn giebt ihr Gesetze, und der Enkel, der noch viel mehr zu thun dünkt, glossiert die Gesetze.«

Allen Schriften Casanovas ist der stark ausgeprägte polemisierende Ton eigentümlich, der eine Ausdrucksform

seines heftigen und unversöhnlichen Temperamentes ist; deshalb kann es auch nicht überraschen, wenn er in dieser Einleitung zum zweiten Bande sein eigentliches Thema, den Icosameron, völlig fallen lässt und die gegen die »Modernen« angestimmte Philippika auf 40 Seiten ausdehnt. Ein Satz wie: »Die Unverschämtheit von gewissen Modernen besteht in ihrem Unfehlbarkeitsdünkel« könnte heute ebenso gut geschrieben sein wie im Jahr 1787 und regt zu lächelnden Betrachtungen über diesen ewigen Kampf zwischen dem verdriesslichen, konservativen Alter und der radikalen, dreisten Jugend an.

Eine längere Analyse des Romans von Lorédan Larchey befindet sich in Band III des „Bibliophile français“, S. 314 (Paris, 1866).

Die Herausgabe des Icosameron war für den alten Casanova eine Quelle bitteren Verdrusses und schwerer Enttäuschungen. Wie aus seinem in Dux befindlichen Aufsatz »Esprit de l'Icosameron« (siehe No. 44) hervorgeht, hat er das Werk auf seine Kosten drucken lassen und dem Verleger Hilcher in Leipzig in Kommissionsverlag gegeben. Er klagt in diesem Aufsatz darüber, dass ihm der Misserfolg des Icosameron 2000 Gulden gekostet hätte und dass der Roman infolge der Gleichgültigkeit von Publikum und Kritik in den Magazinen in Leipzig und Prag modere, während ihm die Confutazione 1000 Dukaten, die Uebersetzung der Iliade die Aufnahme in drei Akademien eingebracht hätte. Die Schuld läge an dem Verleger. Er giesst nun die Schale seines Zorns über die Buchhändler aus: »Die Hilcher in Leipzig sind wie alle Buchhändler heutzutage, mit Ausnahme des Berliners Nicolai. Sie sind in allen Stücken unwissend, wofern es sich nicht darum handelt, unerlaubte Nachdrucke zu veranstalten; sie sind feig und dumm und wagen kaum einen Schritt zu thun, weil sie Angst haben, die zehn oder zwölf Gulden zu verlieren, die ihnen das Verschicken der Exemplare kostet.« Jetzt müsste er sich sagen lassen, dass das Buch keinen anderen Wert hätte als pour se torcher le c**.

Immerhin scheint dieser vollständige Misserfolg befremdlich, wenn man sich die am Schluss des Werkes abgedruckte Subskribentenliste betrachtet. Man findet darin alle bekannten Namen des böhmischen Adels: die verschiedenen Mitglieder des Waldsteinschen Geschlechts, die Clam-Gallas, Harrach, Kinski, Schaffgotsch, Lobkowitz, Nostitz, Zichy, Clary u. a. Viele der Subskribenten sind mit einer grösseren Anzahl von Exemplaren notiert, so z. B. der General Prinz Christian August von Waldeck mit nicht weniger als 80 Exemplaren. Casanovas Bruder Franz ist generöser Weise mit 22 Exemplaren vertreten, sein Bruder Johann aber nur mit einem. Insgesamt weist die Liste 335 subskribierte Exemplare nach, man darf also annehmen, dass im ganzen mindestens 400 Exemplare zur Verbreitung gelangten, der Rest der Auflage wurde wohl vermakuliert.

Wo stecken diese 400 Exemplare? Das Werk kommt nur selten im Handel vor, meistens fehlt das Porträt. Der Marktwert beträgt augenblicklich etwa 40—60 Mark. Wie lückenhaft noch die Kenntnisse auf dem Gebiete der Casanoviana sind, beweist die Thatsache, dass ein sonst sehr bewandeter deutscher Antiquar ein gutes Exemplar des Icosameron kürzlich mit 7 Mark notierte, während bald darauf ein französischer Antiquar ein defektes Exemplar ohne Porträt im Katalog für — 300 Francs ausbot! Dieser von der antiquarischen Skepsis noch nicht angekränkelte Mann verstieg sich dabei zu der Behauptung, dass es kaum ein anderes Exemplar gäbe und dass das Werk noch niemals unter den Hammer gekommen wäre.

32. *Istoria della turbolenza dalla Polonia morte di Elisabeth Petrowna fino alle pace fra la Russia e la Porta Ottomana in cui si trovano tutti gli avvenimenti cagioni della rivoluzione di quel regno. Tre parti, Gorizia, 1774. 8°.*

Der Verfasser schrieb dieses Werk in Görz im Jahre 1773 und sagt darüber: »Ich war jetzt mit der Geschichte der polnischen Unruhen beschäftigt: der erste

Teil war bereits gedruckt, der zweite im Begriff, beschlossen zu werden, und ich hatte noch Stoff genug, um die ganze Erzählung in sieben Bänden dem Publikum vorlegen zu können. Nach Beendigung dieses Werkes dachte ich meine Uebersetzung der Iliade in italienischen Stanzen zu vollenden und zweifelte nicht, nach diesen Arbeiten noch andere liefern zu können.« Auch an einer anderen Stelle der Memoiren, dort, wo er von seinem Aufenthalt in Görz und der Bekanntschaft mit dem Grafen Torres spricht, erwähnt er dieses Werk: »Er (Torres) war es, der meinen Kontrakt mit dem Buchdrucker Valerio Valeri für die Herausgabe der Geschichte der polnischen Unruhen vergeblich garantierte.« Die unklare Andeutung kann vielleicht in dem Sinne ausgelegt werden, dass Torres die Vollendung des auf sieben Bände berechneten Manuskriptes garantierte. Erschienen sind jedoch nur drei Bände, und Meusel (s. o.) bemerkt: »Die übrigen vier Teile liegen noch im Manuskript.« Das Werk scheint sehr selten zu sein, mir ist noch kein Exemplar vorgekommen.

33. Dell'Iliade di Omero, tradotta in ottave rime. 4 tomi. Venezia, 1778. 4^o.

Wie aus seiner Notiz über die Istoria (siehe Nro. 32) hervorgeht, hatte Casanova die Uebersetzung der Iliade schon begonnen, bevor er die Istoria schrieb. Ich habe das Werk nirgends finden können.

34. Titel unbekannt. Eine Verteidigung der französischen Schauspieler in Venedig. Um 1780 veröffentlicht.

Von Malo (siehe No. 61) zitiert. Der Dichter Carlo Gozzi erwähnt die Lektüre dieser Schrift in einem vom 4. November 1780 datierten Briefe, den ein italienischer Gelehrter, Molmenti, aufgefunden hat. Sonst unbekannt.

35. Ne amori ne donne ovvero la stalla d'Augia ripulita. Venezia, 1782.

A. Baschet (siehe No. 48) zitiert dieses gänzlich verschollene Pamphlet (»Weder Liebschaften noch Frauen, oder der gereinigte Augiasstall«). Die Veranlassung hierzu war ein Wortgefecht, das Casanova im Hause des venezianischen Patriziers Gian Carlo Grimani mit

einem gewissen Carletti hatte und in dessen Verlauf der Hausherr erklärte, dass Casanova im Unrecht wäre. Der heissblütige Mann fühlte sich durch den ganz geringfügigen Vorfall tief beleidigt und rächte sich an Grimani durch dieses giftige Pamphlet, brachte aber dadurch die Gesellschaft dermassen gegen sich auf, dass er zum zweitenmal aus seiner Vaterstadt fliehen musste, diesmal für immer. Er hat später Venedig nur ganz flüchtig wieder berührt. Zu seiner Ehre muss gesagt werden, dass er als Greis sein gegen Grimani begangenes Unrecht erkannte und ihm aus Dux einen vom 8. April 1791 datierten Brief schrieb, worin er ihn mit eindringlichen Worten um Verzeihung bat. Auch im »Icosame-

SOLUTION DU PROBLEME DELIAQUE

DÉMONTRÉE

PAR

JACQUES CASANOVA DE SEINGALT,
BIBLIOTHECAIRE DE MONSIEUR LE CONTE DE WALDSTEIN,
SEIGNEUR DE DUX EN BOHEME &c.



A DRESDE

DE L'IMPRIMERIE DE C. C. MEINHOLD.
1790.

l'acsimile (verkleinert) des Titels von No. 36.

ron« (Band V, S. 374) erwähnt Casanova den Grimani in höchst schmeichelhafter Weise.

36. Solution du problème déliaque, démontrée par Jacques Casanova de Seingalt, Bibliothécaire

A
LEONARD
SNETLAGE,
DOCTEUR EN DROIT DE L'UNIVERSITÉ DE GOETTINGUE,

JACQUES CASANOVA,
DOCTEUR EN DROIT DE L'UNIVERSITÉ DE PADOVE.



1 7 9 7.

Facsimile (verkleinert) des Titels von No. 38.

de Mr. le Comte de Waldstein, Seigneur de Dux en Bohême etc. (Vignette.) A Dresde, de l'imprimerie de C. C. Meinhold, 1790. 4^o, 63 S.

Im Besitz des Verfassers, ein zweites Exemplar ist mir noch nicht bekannt geworden. Das schön

gedruckte, breitrandige Buch enthält 9 geometrische Figuren und Tabellen im Text. Es ist gut und äusserst lebhaft geschrieben und auch für den Laien amüsant zu lesen. Das Problem der Cubus-Verdoppelung gehörte zu den Lieblingssteckenpferden Casanovas, er erbringt aber auch hier für seine Theorie des verdoppelten

A M O N S I E U R
MONSIEUR LE COMTE
J O S E P H,
 COMTE DE
WALDSTEIN-WARTEMBERG,
*Chambellan actuel de S. M. I. R. A., Écuyer-tranchant du
 Royaume de Bohême, Seign. de Ducs, d'Oberleutensdorf,
 de Grand-Skall, de Swigan, de Turnau sur l'Yser, de
 Laukowetz, de Sichrow, d'Albrechtitz, de Priz-
 chowitz et de Maltkeuer &c.*

MONSIEUR LE COMTE,
 Ma voisine, la Postérité, saura que, quand
 j'ai publié ce petit ouvrage, j'avois l'honneur
 d'être à votre service. Je suis, monsieur
 le comte,

A Ducs ce de 1797.

Votre très humble et très obéissant
 serviteur - bibliothécaire

Jacques Casanova.

Facsimile (verkleinert) der Widmung von No. 38.

Cubus keinen eigentlichen Beweis, sondern entwickelt nur eine arithmetische Methode zur Auffindung der Cubus-seite für einen Doppelcubus bei gegebener Seite des einfachen Cubus. Er legt einfach ein Resultat vor, leider noch dazu ein nicht ganz exaktes, und ohne weitere Begründung. Unter Vorführung von Skizzen be-

hauptet er: „Quelque soit la grandeur d'un cube, on l'aura dupliqué d'abord qu'à son côté, mesuré 364, on ajoutera 94.“ Das ist jedoch nur annähernd richtig, denn der Bruch $1\frac{94}{364}$ entspricht nicht genau dem Ausdrucke $= \sqrt[3]{2}$.

Im zwölften seiner Briefe an Faulkircher (siehe No. 42) erwähnt Casanova, dass ihm seine Verdopplung des Cubus den Beifall mehrerer Akademien, sowie vom Kurfürsten von Sachsen eine goldene Uhr eingebracht hätte.

Als Supplement zu diesem Werk erschien ein

37. Corollaire de la duplication de l'hexaèdre donnée à Dux en Bohême. Dresde, 1790. Ein halber Bogen in Quart. Im Duxer Schloss befindlich.

38. A Léonard Snetlage, Docteur en Droit de l'Université de Goettingue, Jacques Casanova, Docteur en Droit de l'Université de Padoue. 1797. Ohne Ort und Verleger. 8°, 140 S.

Im Besitz des Verfassers, ein zweites Exemplar ist mir unbekannt. Das Werk enthält eine Widmung an den Grafen Waldstein und wurde, aus dem Umschlag zu schliessen, in Prag oder Wien gedruckt. Da Casanova 1798 starb, so dürfte dies die letzte Publikation des damals 72jährigen Verfassers gewesen sein. Es ist eine heftige Kritik des 1795 erschienenen »Nouveau dictionnaire français contenant les expressions de nouvelle création du peuple français. Ouvrage additionel au Dictionnaire de l'Académie française ou à tout autre vocabulaire« des Göttinger Professors Leonhard Wilhelm Snetlage (geb. 1743). Casanova widerlegt in ziemlich chicanöser, aber sehr geistreicher und weit ausholender Weise die Deutungen Snetlages. Im Epilogue (S. 107 bis 140) springt er vom eigentlichen Thema ab und verbreitet sich, von einer Rousseauschen These ausgehend, über ethisch-pädagogische Fragen.

* * *

3. Schriften aus Casanovas Nachlass.

Nachdem durch Barthold auch in der Gelehrtenwelt das Interesse für den Abenteurer geweckt war, fehlte es selbstverständlich nicht an Stimmen, die sich nach der litterarischen Hinterlassenschaft Casanovas erkundigten. Man wusste aus den Aufzeichnungen des Prinzen von Ligne, dass der Bibliothekar von Dux in den 13 Jahren, die er seines Amtes waltete, eine emsige litterarische Thätigkeit entwickelt und einen ausgedehnten Briefwechsel mit berühmten Zeitgenossen unterhalten hatte. Der Gedanke an reiche Manuskriptschätze, die im Schlossarchiv von Dux schlummerten, lag also nicht fern, aber erst in den siebenziger Jahren drangen positive Mitteilungen auf Grund persönlicher Untersuchungen in die Oeffentlichkeit. Die Mitteilung Armand Baschets, der Dux besucht hatte, »que le château de Dux contient encore une foule de manuscrits de Casanova, lettres, brouillons, projets, dans un désordre inexprimable«, hat heute nichts Zutreffendes mehr, denn die wertvollen Papiere bilden nicht mehr ein undurchdringliches Chaos, sondern befinden sich in guter Ordnung unter persönlicher Obhut des jetzigen Schlossherrn von Dux, der für den ersten und letzten Bibliothekar seines Hauses lebhaftes Interesse und feines Verständnis besitzt.

Einer der ersten von den zahlreichen Besuchern des Wallenstein-Schlusses, die für die Schublade mit den alten Papieren etwas mehr als einen flüchtigen Blick der Neugierde hatten und der stereotypen »Erklärung« des alten Schlossverwalters Schindler: »Das ist alles spanisch geschrieben!« nicht unbedingt Glauben schenkten, war der Romanschriftsteller Lucian Herbert (recte Julius Gundling). In der sehr interessanten Einleitung zu seinem dreibändigen Roman: »Casanova, Chevalier von Seingalt« (Jena, 1874) schildert er in weitläufiger Weise, wie er den Nachlass seines Helden

durchstöbert und geordnet hat. Mit dieser Ordnung, der Arbeit weniger Tage, war es nun allerdings nicht weit her; sie beschränkte sich natürlich nur auf Aeusserlichkeiten, von einer exakten, systematischen Sichtung konnte nicht die Rede sein.

Im Jahre 1883 wandte sich Charles Henry, Bibliothekar der Sorbonne, wegen der auf die Verdoppelung des Cubus — ein mathematisches Lieblingsthema Casanovas — bezüglichen Papiere nach Dux, die ihm Herr Bernhard Marr in Dux, ein vorzüglicher Casanova-kenner, nebst dem gedruckten Corollaire und der darauf bezüglichen Korrespondenz verschaffte. Im Besitz dieser Papiere wurde Henry von dem Wunsche erfüllt, die gesamte Korrespondenz Casanovas zu studieren, jedoch gelang es ihm, wie so vielen anderen, nicht, sich Zutritt zum Archive zu verschaffen. Besseren Erfolg nach dieser Richtung hatten im Jahre 1884 die Bemühungen des Italieners Antonio Ive. Er durfte im Duxer Schlosse Wohnung beziehen und den Nachlass ungehindert durchforschen. Sein Hauptziel war, die gesamte Korrespondenz Casanovas in Druck zu bringen; hierbei wurde er durch Herrn Bernhard Marr kräftig unterstützt. Mit vieler Mühe kopierten und übersetzten die Beiden eine grosse Anzahl hochinteressanter Schreiben; darunter befanden sich die Briefe des Reichsgrafen Maximilian von Lamberg, wahre Prachtstücke kräftiger Humors, von Opiz, einem Freunde Lambergs, Finanzinspektor der K. und K. Bank in Czaslau, von mehreren Personen des französischen Hofes, von Koenig, dem Intendanten der Herzogin von Württemberg zu Bayreuth u. a. m. Standen manche Schreiber der Briefe auch nicht gerade auf sonderlich hoher Stufe, so eröffnet doch der Inhalt der Korrespondenz sehr wertvolle und häufig überraschende Ausblicke auf die Zeitgeschichte. Leider war die mühevollen Arbeit des Kopierens und Redigierens umsonst gewesen, denn Antonio Ive ist nebst dem gesammelten Material spurlos verschwunden. Zwar veröffentlichte Prof. d'Ancona in der *Nuova Antologia* (1882) Verschiedenes über Ca-

de l

Mon mouet
Velluet abser
Yannier Ho

Forique l'Aios
recouner la be
choist Astolphe
pareil voyage, e
Il n'est donné q
grandes decouves
l'ile Atlantide; r.
difficile, car il fu
leur corps pour
n'interessent au

M'étant deli
centre de ce globe
d'être né Angloi
reinvant. Moni

erron

il me l'a pro
promere par
mon edition:
fra de l'arg
Il ne s'agit q
que mon ou
de Jena en
qu'il existoit.
je me mis fa
veque des bi
J'ai dit alors.
quidquid recte
jusmodi aut,
accomodandi
car quand o
ose le servir d
voir le poing
loux de l'ar
mine aujour
rage que je r
bonne police
a pas des gar
des pour pari
bes à l'oppro
Voila donc
de mon ouvro
Instruire
sur le

mais j'ai oublié de lui faire consolider, et constater sa
écrit: cette négligence de ma part lui sert d'exemple:
dans son magasin depuis trois ans, et je me vois fuir:
dont la vente de mon ouvrage m'aurait remboursé
de deux mille ecus. Un cousin du libraire m'écrit,
ne pouvant plus se vendre, puisque la gazette
est dit plagias. Etonné de n'avoir pas su d'avance
la fatale gazette maîtresse du sort d'un ouvrage,
traduire ce qu'elle disoit du mien, et je n'ai trou-
vé écrites par un ignorant en style de polisson.
« Quasme Nil intractabilis homine stulto, qui
cithur in diversam partem rapit. Proinde apud hu-
man est vivo cordato, aut ratio moribus eorum
De ces deux parties j'ai pris celui de me faire,
n'a appris à écrire on m'a dit, que l'homme qui
a plume pour insulter quelqu'un mérite d'être
puny. Ne me restant donc point du tout ja-
loux du calomniateur de Venise, je me deter-
minai à publier moi-même l'esprit de mon ou-
vrage l'osameron dans une ville, où une
autorité une censure très sage, et où il n'y
a ni pseudolittéraires à un gros la ligne, fai-
re aux corbeaux, et pour vexer les colons
de la bonne littérature.

but que j'ai eu, et que j'appelle l'esprit

pedanterie. Plaire sans mesure, et sans
qui égarent la vertu. Me faire connoître:

sanova, wozu ihm das Ivesche Material vorgelegen zu haben scheint, aber es sind nur kleine Fragmente. Im Jahre 1885 kam ein Freund Charles Henrys, Gustave Kahn, ebenfalls Bibliothekar an der Sorbonne und symbolistischer Dichter, nach Dux, um den Nachlass litterarisch zu verwerten. Leider nur des Französischen mächtig, stand er ratlos vor dem sprachlichen Durcheinander der Papiere und verdankte es nur der freundlichen Hilfe des Herrn Bernhard Marr, dass er mit den Kopien mehrerer kleiner Abhandlungen und Essais nach Paris zurückkehren konnte, um dieselben in seiner Zeitschrift *La Vogue* den litterarischen Gourmets zugänglich zu machen. Bald darauf hat sich ein dänischer Gelehrter, Dr. F. J. Meier in Kopenhagen, um den Nachlass bemüht, jedoch ohne die Erlaubnis zur Sichtung zu erhalten. Dagegen wurde dies im Jahre 1887 dem einstigen Chef der Kaiserlichen Bibliothek in Wien, Klinkowström, im vollen Umfange gestattet, indessen starb Klinkowström, bevor er die Resultate seiner Arbeit veröffentlichen konnte.

Zum Schluss noch eine kurze Antwort auf die Frage, was eigentlich der litterarische Nachlass des Abenteurers an Schätzen birgt. Zunächst sind es viele Tausende von Briefen, die Casanova aus allen Mittelpunkten der europäischen Kultur empfing und die unzweifelhaft das höchste Interesse beanspruchen dürfen. Unter den regelmässigen Korrespondenten finden wir folgende Namen vertreten: Kaunitz, Zinzendorf, Lobkowitz, Balbi, Fürst Lubomiersky, Prinz Karl von Kurland, Graf Brühl, Elisabeth v. d. Recke, Graf Lamberg, Da Ponte, Clementine Gräfin von Pückler-Muskau u. s. w. Ein Kunterbunt von philosophischen Erörterungen, medisantem Getändel und witziger Plauderei! Aber neben diesen Briefen, die der erfrischende Hauch der grossen Welt belebt, finden sich auch sehr viele, die an das Kleinliche der Verhältnisse Casanovas in seinen letzten Jahren erinnern und von hässlicher Drangsal und Armut erzählen. Der Mann, der einst ganz Europa in Staunen setzte durch seinen Aufwand und Glanz, vermochte

nicht einmal seine Semmeln mehr zu bezahlen, da ihm von den tausend Gulden jährlichen Gehalts, die er als Bibliothekar bezog, infolge der Nachstellungen seiner Gläubiger wenig übrig blieb. Das geht aus der folgenden (von Herbert mitgeteilten) originellen Rechnung eines klassisch gebildeten Bäckers hervor: »Praenobilis ac amplissimus dominus de Casanova debet infra scripto ante iter dresdense pro semulis et pane 3 fl. 32 kr., pro quibus petit Theodorus Seifert, civis ac pistor. Duxovy die 7. Octobris 1790.«

Ferner enthält der Nachlass eine grosse Anzahl von Abhandlungen und Promemorien. Da finden wir eine Abhandlung über die französische Revolution, Robespierre und Mirabeau mit langen Polemiken gegen Voltaire, wobei Casanova sich, im Gegensatz zu den Anschauungen seiner Jugend, als leidenschaftlicher Feind der Republik und des französischen Volkes zeigt, welches er »das unwissendste, frivolste und grausamste aller Völker« nennt. Dann eine »Histoire du Conseil permanent établi à Varsovie par la diète de l'année 1775«. Das Interesse Casanovas für Polen war fast noch reger als das für venetianische Angelegenheiten; immer wieder verfißt er die Rechte Polens und schreibt Abhandlungen über Abhandlungen dafür. Ein umfangreiches Werk, zwölf Dialoge zwischen einem Philosophen und einem Theologen, bewegt sich wie ein anderes Zwiegespräch zwischen Casanova und Gott (betitelt »Ein Traum«), in der Bahn seiner Lieblingsideen und zeigt, wie meisterhaft Casanova die dramatisch belebte Dialogform zu behandeln verstand. Auf eine mathematische Arbeit »Duplication de l'Hexaèdre, démontrée géométriquement à toutes les Universités« war bereits eine Thaler-Subskription eingeleitet; die Subskriptionsbogen mit den Unterschriften berühmter Zeitgenossen liegen beim Manuskript.

Beschreibung einiger Manuskripte.

39. *Passe-temps de Jacques Casanova de Seingalt pour le carnaval de l'an 1792 dans le bourg d'Oberleutersdorf, à l'imprimerie du brasseur.*

Die Farce besteht in Zwiegesprächen zwischen dem Verfasser und dem Doktor O'Reilly, den Casanova zur Zielscheibe seiner sarkastischen Witze zu machen liebte. Dieser Doktor ist keine fingierte Person, sondern hat wirklich existiert. In dem Subskribenten-Verzeichnis am Schluss des Icosameron wird er als Dr. med. d'O-reilli aufgeführt, er war Arzt in Oberleutersdorf (unweit von Dux), wo Graf Waldstein ein Schloss besass. Im Jahre 1845 starb in Gera ein Dr. O'Reilly, möglicherweise war dieser ein Sohn des Bekannten von Casanova und stand vielleicht auch der in Gera entstandenen Uebersetzung der »Flucht« näher.

Die schmeichelhafte Widmung von diesem opusculum lautet im Lapidarstil:

»Clodius Miloni, Milo Clodio. Jacobo Oreillio. Barbaro. Hyberno. Septuagenario. Illiterato. Deliro. Erranti. Invite morienti. Medico exigui nominis. Saepe nimis incerto, saepius nimis certo, persaepeius aegrotis formidabili. Mendaci. Audaci, Ignaro. Inconstenti. Lucida intervalla aliquando habenti. Integram mentis salutem Jacobus Casanova Venetus dicit.«

(Clodius an Milo, Milo an Clodius. Jakob O'Reilly, dem Barbaren, dem Irländer, dem Siebzigjährigen, dem Ungebildeten, dem Narren, dem Irrenden, dem ungeru Sterbenden, dem vielberühmten, oft sehr unsicheren, öfter ungemein sicheren, noch öfter den Kranken verhängnisvollen Arzte, dem Lügner, dem Dreisten, dem Unwissenden, dem Schwankenden, dem bisweilen lichte Augenblicke Habenden wünscht der Venetianer Jakob Casanova gesunden Menschenverstand.)

Als Stilprobe sei hier eines dieser Gespräche mit dem hausbackenen Doktor wiedergegeben.

Casanova: Welchen Wein pflegen Sie zu trinken?

O'Reilly: Oesterreicher.

Casanova: Der Oesterreicher ist gerade gut, dass sich die Lombarden, Toskaner und Neapolitaner die Füße damit waschen. Ich halte es mit dem Rheinwein!

O'Reilly: Geschmackssache! Ich ziehe den Oesterreicher vor.

Casanova: Weil er sieben Kreuzer kostet. Der Rheinwein würde Sie auf einen Gulden zu stehen kommen.

O'Reilly: Glauben Sie, dass er, weil er teurer ist, auch besser sein muss?

Casanova: Gewiss glaube ich das! Alles, was gut ist, ist teuer, mein lieber Herr Doktor, bis auf die Frauen, bis auf die Aerzte, bis auf die Köche herab!

O'Reilly: Sie wollen mich foppen!

Casanova: Durchaus nicht. Wie bezahlen Sie das Pfund Ihrer Schokolade?

O'Reilly: Mit einem Gulden.

Casanova: Und ich mit zweien! Was kostet Sie Ihr Kaffee?

O'Reilly: Zwölf Groschen.

Casanova: Meiner kostet vierundzwanzig Groschen das Pfund.

O'Reilly: Wenn Sie soviel ausgeben, wird man Sie für reich halten.

Casanova: Man hält mich auch in Oberleutensdorf für reicher als Sie, denn es hat mich noch nie ein armer Junge um ein Almosen angesprochen, ohne dass ich ihm einen Kreuzer gegeben hätte. Und wenn er mich lachend um einen Kreuzer bat, gab ich ihm sicher zwei, denn ich liebe die Fröhlichkeit. Sie aber geben niemanden einen Sou. Für eine Botschaft nach Dux zahle ich acht Groschen und werde dafür auch stets sehr schnell bedient.

O'Reilly: Man kann das allenfalls thun, wenn man viel Geld hat.

Casanova: Es genügt eben, augenblicklich welches zu haben.

O'Reilly: Und wenn man keines mehr hat?

Casanova: Dann macht man Schulden.

O'Reilly: Und wenn man keinen Kredit mehr hat?

Casanova: Dann verkauft man eben, was man hat.

O'Reilly: Und wenn man nichts mehr zu verkaufen hat?

Casanova: Dann leidet man geduldig! . . .

Diese Worte der Weisheit wären würdig, in der „Kavalier-Perspektive, Handbuch für angehende Verschwender“, des geistreich-schrullenhaften Chevalier de Lelly zu stehen.

Demselben Arzt schreibt Casanova gelegentlich, als er mit seinen Verordnungen unzufrieden ist: „Ein Arzt, der nicht den Prozess der Verdauung kennt, den die Alten Chylopoiesis nannten, kann nur als Empiriker die Heilung einer veralteten Diarrhöe unternehmen, und Sie wissen, mein guter O'Reilly, dass das Wort Empiriker nur zu oft gleichbedeutend ist mit Charlatan.“

Man sieht, dieser bedauernswerte Arzt brauchte sich nicht über Mangel an Offenheit seines Patienten zu beklagen.

40. Lettre d'Eupolême au Prince B. de H. D. R. Pour servir d'explication à un article du supplément de la Gazette de Leyde, No. II, 1784. Hambourg 1784.

Eine in der Leydener Zeitung, Casanovas Leibblatt, veröffentlichte Entschliessung der États-généraux, welche die venetianischen Seefahrer mit Feindseligkeiten bedrohte, gab dem Verfasser, der sich hier wie mehrfach des Pseudonyms Eupolême bedient, Veranlassung zu diesem langen Schreiben. Er sucht darin auf ziemlich ermüdende Weise, gestützt auf einen bestimmten Fall, das Unrechtmässige in dem Vorgehen der États-généraux zu beweisen.

41. Essai d'Egoïsme.

Durch Herausgabe des Icosameron hatte sich Casanova in Schulden gestürzt. Wie er bei einem Gastfreunde des Grafen Waldstein, dem Major Graf von Serbelloni, Hilfe fand, erzählt der kuriose, persönlich zugespitzte Essai.

42. Briefe an Herrn Faulkircher zu Oberleutersdorf, geschrieben von seinem besten Freunde, Jakob Casanova von Seingalt. Den 10. Januar 1792.

Motto: Est hoc pro certo, quoties cum stercore certo,
Vinco seu vincor, semper ego maculor.

Es sind 20 Briefe oder Briefentwürfe, die sich im Nachlass Casanovas vorgefunden haben und die ihr Schreiber an seinen verhasstesten Gegner in Dux, den gräflichen Haushofmeister Faulkircher (nicht Faulkinher, wie oft geschrieben wird), gerichtet, wahrscheinlich aber niemals abgeschickt hat. Elf von diesen Briefen befinden sich im Anhang der Buhlschen Ausgabe, sowie der meisten späteren Ausgaben. W. v. Schütz teilte alle zwanzig im Auszuge in der ersten Ausgabe mit, da sie, wie er schreibt, »den Zustand seines Gemüts zu charakteristisch schildern und allzu bedeutende Züge zu dem originellen und lebensvollen Bilde liefern«.

Es sei mir gestattet, als Muster dieser in ihrer Art prachtvollen Briefe den ersten anzuführen:

»Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, mein Herr Faulkircher, hätte nie etwas zwischen uns im Schlosse des Grafen Waldstein, wo ich als Bibliothekar und Sie als Haushofmeister angestellt waren, gemein seyn sollen; doch das Aussergewöhnliche ist in unsern Tagen so gewöhnlich geworden, dass man jetzt darauf zu rechnen hat. Sie haben sich, zum Schaden meiner Ehre, mit drei verschiedenen Criminal-Vergehen befleckt, und da ich Ihnen den Prozess darüber in aller Form Rechtens zu machen gedenke, so werden Sie nichts dagegen haben können, wenn ich damit anfangen, das Publikum, die Welt, von unserem Streite näher zu unterrichten. An ihr finden Sie einen strengen, einen unpartheiischen Richter, den Sie vergeblich zu bestechen suchen werden, denn zu diesem Zweck enthält der reiche Keller des Grafen doch nicht Wein genug. Das Publikum also soll und wird entscheiden, ob Sie ein Nichtswürdiger sind, oder nicht, ob Sie ein feiger Mensch sind, oder nicht, ob Sie wissen, was die Gesetze der Ehre vorschreiben, oder nicht.

Muth also, mein Herr! Antworten Sie auf diese Briefe; aber seyn Sie so gut, mir Ihre Antworten französisch, italiänisch, lateinisch, oder spanisch zukommen zu lassen, wie ich bereit bin, sie Ihnen deutsch vorzulegen. Ich will einen Uebersetzer bezahlen, thun Sie dasselbe, und schämen wir uns nicht, Sie, Ihre Unwissenheit in allen Sprachen der Welt, ich in der deutschen, einzugestehen; diese Kleinigkeit ist nicht Ihre grösste Schuld. Sie haben mich schmachvoll und entehrend abbilden und ausstellen lassen: erlauben Sie mir daher, Rache und Strafe dafür zu fordern, wie sie Ihnen zukommt. Indess bin ich, mit allen gewohnten Versicherungen, die unter den Briefen zu stehen pflegen und nichts bedeuten, Ihr u. s. w.“

Casanova rekapituliert nun in den 20 Briefen alle die Uebelthaten des Haushofmeisters: er habe beim Grafen gegen ihn intriguiert, habe ihm den Inspektor und andere Hausbeamte zu Feinden gemacht, den Bedienten Viderol zu Unverschämtheiten gegen ihn aufgestachelt, er habe ferner diesen Viderol veranlasst, Casanovas Porträt aus dem „Icosameron“ herauszureissen und mit einer unflätigen Unterschrift im geheimen Kabinett zu befestigen, und habe demselben Burschen schliesslich befohlen, ihn (Casanova) am 11. Dezember 1791 auf offener Strasse zu überfallen und durchzuprügeln.

Man erkennt aus diesen Briefen mit ihrer seltsamen Mischung von Grobheit, Entrüstung und unfreiwilliger Komik einerseits das bedauerlich tiefe Niveau, auf das Casanova durch seine übergrosse Empfindlichkeit, Vergrämung und seinen Mangel an Humor gesunken war, andererseits die unwürdige Art und Weise, wie man in den Duxer Domestikenkreisen mit einem feingebildeten alten Herrn umzuspringen sich erlaubte. »Ich sehe mich — schreibt er in einem der Briefe — als ein edles Ross an, das die Hufschläge der Esel ertragen muss, in deren Stall es unseliger Weise geraten ist«, und »exilé, isolé parmis les barbares de Dux« nennt er sich in einem anderen, an Meinert in Prag gerichteten Briefe.

Auf jeden Fall darf man annehmen, dass Casanova in der Beklagung seiner Leiden sich nicht von starken Uebertreibungen fern hielt, wie auch aus folgendem (in Dux befindlichen), lächerlich aufgeregten Schreiben hervorgeht, das er ein Jahr vor seinem Tode, am 22. Juni 1797, an einen Freund des Grafen Waldstein richtete:

»Sagen Sie mir, warum Sie vergessen haben, den Brief, den Sie mir schrieben, zu datieren? Sagen Sie mir, warum Sie denselben Brief zu einem Recepiss verurteilt haben? Sagen Sie mir, warum Sie nicht wissen, dass man zu einem Recepiss nur einer Person gegenüber greift, der man zutraut, dass sie den Empfang des Briefes verleugnen könnte? Sagen Sie mir, warum Sie, obwohl fünfzig Jahre nach mir zur Welt gekommen, sich herausnehmen, mich Lebensart lehren zu wollen? Sagen Sie mir, warum alle Welt nur Böses von Ihnen spricht und Ihnen nachsagt, dass sie ein Trinker und ein Schuldenmacher sind? Sagen Sie mir, warum Sie, obwohl Sie zugeben müssen, dass der Graf Waldstein Ihr Wohlthäter sei, seine Pferde töten, sein Vermögen verschwenden, seine Diener malträtieren und Unordnung in sein Haus bringen? . . .« In diesem Tone geht es seitenlang fort. Wir haben es hier offenbar mit einer milden Form von Verfolgungswahnideen zu thun und müssen beklagen, dass diesem temperamentvollen Geiste nicht das Härteste erspart blieb, was einem strebenden Manne zustossen kann: nicht mehr ernst genommen zu werden.

43. Essai de critique sur les mœurs, sur les sciences et sur les arts.

Motto: Hoc, si erit in te solo, nihil verbi, pereas
quin fortiter, addam. Hor. L. 2, S. 3.

Der Essai zerfällt in folgende 29 Abschnitte:

Esclavage. — Liberté. — L'homme à son aise. — Les riches. — Les souverains. — Abolition de la peine de mort. — Majesté. — Morale. — Politique. — Logique. — Histoire naturelle. — Chimie. — Mathématique. — Théologie. — Mécanique. — Courage. — Religion. — Athées. — Astronomie. — Liberté morale. — Remarques.

Théologie surnaturelle. — Histoire sacrée. — Histoire. — Poésie. — Poème épique. — Architecture. — Peinture. — Langue latine.

Casanova giebt darin philosophische Raisonsnements über alle Probleme und Fragen der Wissenschaft und Kunst, die ihn beschäftigen. Er stellt zunächst die leichte Veränderlichkeit des Gesichtswinkels unserer Beobachtungen fest:

»Als ich in meiner schönsten Jugendblüte war, in der entzückenden Zeit des menschlichen Lebens, die es unnütz ist zu bedauern, weil sie nie wiederkehrt, schien es mir, als ob die Welt voller Greise wäre — heute kommt es mir vor, als ob es nur junge Leute gebe. Und doch ist alles, wie es war: ich täuschte mich damals und ich täusche mich heute. Wir sehen schlecht, und unsere Vorstellung ist noch mangelhafter als unser Auge.«

44. *Esprit de l'Icosameron*. (S. das beigegefügte Facsimile der ersten zwei Seiten.)

Umfangreiche, sehr interessante, aber mit klassischen Zitaten überladene Abhandlung über den Icosameron.

* * *

4. Publikationen über Casanova.

45. Ademello, A., *Una pagina inedita delle Memorie Casanoviane*. („Fanfulla della Domenica“, 1885, No. 11.)

46. D'Ancona, Prof., *Un avventuriere del secolo XVIII*. (»Nuova Antologia«, 1882, Februar und August.)

47. Barthold, F. W., *Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanovas Memoiren*. Beiträge zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. Berlin, Alex. Duncker, 1846. 8°, 268 und 339 S., XV S. Index. (Katalogwert 4—6 Mark.)

Friedrich Wilhelm Barthold war Universitätsprofessor in Greifswald, geb. 1799, gest. 1858. Sein ungemein fleissig und mit umfassender Belesenheit aus den Quellen

geschöpftes Werk giebt, weit über die Grenzen des eigentlichen Themas hinausgehend, ein farbenbuntes Geschichtsbild aus dem »philosophischen Jahrhundert« und leidet nur einerseits an einer gewissen Unübersichtlichkeit und Ueberladung mit Daten, andererseits an der Kunstlosigkeit des Vortrags, welche die Lektüre wenig anziehend macht.

Barthold stellte sich die Aufgabe, alle in den Memoiren vorkommenden Personen und alle Angaben allgemeiner Verhältnisse auf die geschichtliche Wahrheit hin streng zu prüfen, um alle Widersprüche aufzudecken. Man kann nicht anders sagen, als dass er bei seiner Kritik mit einer Genauigkeit zu Werke gegangen ist, die dem wissenschaftlichen Ernst und der exakten Methode, womit er sich auf ein abseits von der Heerstrasse der Geschichtschreibung liegendes Gebiet begab, alle Ehre macht. Seine Arbeit ist aber auch eine Ehrenrettung Casanovas und eine Widerlegung jener wegwerfenden Angriffe, die gegen die historiographischen Qualitäten des Venetianers und seine Glaubwürdigkeit erfolgten. »Wahrhaft bewunderungswürdig ist — schreibt Barthold — mit welcher objektiven Treue und Wahrheit unser Geschichtsschreiber die persönlichsten Verhältnisse beachtet. So viel Probiersteine uns zu Gebote standen, um den Goldgehalt seiner Angaben zu prüfen, so ist es doch unter den Hunderten von geschichtlichen Zügen kaum ein halbes Dutzend, in denen er irrt, kaum einer, in dem er einer geflissentlichen Fälschung überführt werden kann!« Und weiter sagt er: »So steht Casanova der Schriftsteller, Sittenmaler und Geschichtsschreiber unendlich hoch über dem Abenteurer Casanova; so veredelt sich ein Lebensroman, nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder, zu einem Werke der ernsten Klio, dergleichen die neuere Litteratur kein anderes aufzuweisen hat! Casanovas Memoiren sind das vollendete, ausführlichste Gemälde nicht allein der sittlichen und der Gesellschafts-Zustände des Jahrhunderts, welches der französischen Staatsumwälzung vorausging, sondern auch

der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellsten Zweigen, der Kirche, der Denkweise der Nationen, der Vorurteile der Stände; der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters. Wir möchten behaupten, dass wenn alle anderen Schriftwerke zur Kenntniss des XVIII. Jahrhunderts verloren gingen, wir im Casanova hinlänglichen Stoff besäßen, um die unausbleibliche Notwendigkeit einer allgemeinen Umwälzung zu ermeszen.«

48. Baschet, Armand, *Preuves curieuses de l'authenticité des Mémoires de Jacques Casanova de Seingalt, d'après des recherches dans diverses archives.* (»Le Livre«, 1881, Paris, Quantin.)

49. Bazzoni, Aug., *Giacomo Casanova confidento degli inquisitori di stato di Venezia.* (»Nuovo Archivio Veneto«, 1894, VII, S. 287—320.)

50. Casanova, der venetianische Eulenspiegel, als Erzieher. Von einem Deutschen. Mit 2 Illustrationen. Bremen, 1899. kl. 8°, III u. 182 S.

Verfasser ist der Buchhändler und plattdeutsche Dialektdichter Karl Tannen. Im ersten Teil seines Werkchens, dessen Titel sich an jenen des konfusen Langbehn'schen Rembrandt-Buches anlehnt, zieht der Verfasser eine Parallele zwischen Tyl Eulenspiegel und Casanova und sucht eine Art Geistesverwandtschaft zwischen den beiden festzustellen, im zweiten, »Erzieher« genannten Teil werden Aussprüche Casanovas als Beiträge zur Lebensweisheit gebracht.

51. Casanova im Fort Saint-André. Lustspiel in drei Akten. Nach dem Französischen (des C. Lebrun) bearbeitet von Ludwig Osten. Magdeburg, 1837. 8°, 131 S. (Katalogwert 1.50 Mk.)

Das Lustspiel wurde »nach einem französischen Vaudeville ins Deutsche übertragen, welches im Sommer 1836 auf dem Théâtre des Vaudevilles zu Paris mit ungewöhnlichem Beifall eine geraume Zeit hintereinander aufgeführt ward«.

52. Ebhardt, J., *Casanovas Memoiren.* (»Magazin für Litteratur«, 1885, S. 358 ff.)

53. Henry, Charles, *Les connaissances mathématiques de Jacques Casanova de Seingalt*. Rome, 1883. 4°, 33 S.

Henry prüft die mathematischen Arbeiten Casanovas auf ihren wissenschaftlichen Wert, veröffentlicht mehrere Briefe von ihm und beurteilt seine Polemik gegen Leonhard Snetlage (siehe No. 38).

54. Herbert, Lucian (Pseudonym für Julius Gundling in Prag, 1828—1890), *Casanova, Chevalier von Seingalt*. Roman. 3 Bände. Jena, 1874. 8°, 238, 235, 294 S. Eine zweite Auflage erschien 1879. (Katalogwert 6 Mk.)

Interessanter als der litterarisch ziemlich wertlose Roman, der eine Episode aus dem Leben des Abenteurers behandelt, ist die 75 Seiten lange, früher schon in der Prager »Bohemia« veröffentlichte Einleitung, worin der Verfasser einen biographischen Abriss Casanovas giebt und seine litterarische Hinterlassenschaft beschreibt. Mehrere von Herbert erwähnte Thatsachen sind in diese Studie übernommen worden.

55. Hofmannsthal, Hugo von, *Der Abenteurer und die Sängerin oder Die Geschenke des Lebens*. In einem Aufzug, mit einer Verwandlung.

Diese dramatische Dichtung befindet sich zusammen mit zwei anderen in dem Bande »Theater in Versen«, Berlin, S. Fischer, 1899.

Der Abenteurer ist Casanova, der hier unter dem Namen Baron Weidenstamm auftritt. Das Stück behandelt eine Episode aus Casanovas Leben und spielt, nach der Angabe des Dichters, in Venedig um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Unter den Personen befinden sich die Tänzerin Corticelli und Casanovas Kammerdiener Le Duc, die bekanntlich beide in seinen Memoiren eine Rolle spielen.

56. Julien, Giacomo *Casanova e gli inquisitori di Stato*. Venetia, Antonelli, 1877.

Auch im Juliheft 1877 der »Nuova Antologia« erschienen, in Uebersetzung ferner in der »Augsburger Zeitung«.

57. Lanza, M., Di Giacomo Casanova e delle sue Memorie. Venezia, Orlandini, 1877. 8°.

58. Ligne, Prince Charles de, Mémoires et Mélanges historiques et littéraires. 12 Bände. Paris 1828.

Im Band IV und V befinden sich längere Ausführungen über Casanova, ferner im Band XV einer früheren Ausgabe: Oeuvres mêlées en prose et en vers, Wien, 1807.

59. Loehner, E. von, Giacomo Casanova ed Alberto von Haller. („Archivio Veneto“, 1882, XXIV, S. 185—189.)

60. Malfatti, B., Delle Memorie di Giacomo Casanova a propislo di un recente libro sulla du Barry. („Preludio“, 1883, No. 2.)

61. Malo, Ettore, Récentes études publiées en Italie sur Jacques Casanova. Traduit de l'Italien. („Le Livre“, Februar 1884.)

Es ist mir nicht bekannt, auf welche italienische Studien sich diese Abhandlung bezieht.

62. [Marr, Bernhard.] Jacob Casanova. Eine Studie von B. M. jr. (Duxer Wochenblatt, 25. Juli 1885.)

63. Meier, Dr. F. J., Casanova, seine Eltern, seine Geschwister. (Duxer Zeitung, 12. und 19. Juni 1897.)

Der Verfasser, ein dänischer Privatgelehrter, hat auch in verschiedenen nordischen Zeitschriften und Encyklopädien Aufsätze über Casanova veröffentlicht.

64. Ottmann, Victor, Jakob Casanova, Chevalier von Seingalt. Ein kulturgeschichtlicher Aufsatz. („Buchhändler-Akademie“, VIII. Band, 1896, Heft 8.)

Niederschrift eines in München gehaltenen Vortrags.

65. Ottmann, Victor, Casanovas Werke und seine litterarische Hinterlassenschaft. Mit 2 Illustrationen und einem facsimilierten Brief. („Zeitschrift für Bücherfreunde“, I. Jahrgang, 1897/98, Heft 8.)

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte am 23. November 1897 einen autorisierten Nachdruck (auszugsweise) dieses Aufsatzes, die „New Yorker Staatszeitung“ bald darauf einen illustrierten Auszug.

66. Ottmann, Victor, Jakob Casanova von Seingalt. („Vossische Zeitung“, 20. November 1898.)

67. Ottmann, Victor, Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke, nebst Casanovas Tragikomödie Das Polemoskop. Stuttgart, 1900, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen. Gr. 8°.

Die Uebersetzung des »Polemoskop« erschien auch in der »Insel«, Novemberheft 1900.

68. Sue, Eugen, Casanova oder Begebenheiten eines Weltmannes. Seitenstück zu »Martin der Findling«. Roman. 4 Bände mit 4 Stahlstichen. Leipzig, 1847. kl. 8°.

5. Publikationen, deren Titel an Casanovas Namen anknüpfen.

69. Aus dem Leben und den Memoiren eines weiblichen Casanova, wie sie es selbst in Paris i. J. 1827 niedergeschrieben. 8 Teile. 8°. Stuttgart, Gebr. Franckh, 1828–29. (Selten, zu 42 Mk. veröffentlicht, Katalogwert 28 Mk.)

Uebersetzung der Memoiren von Ida de St. Elme, recte Elzéline van Aylde Jonghe, geb. 1778, gest. 1845, Courtisane und Polizeiagentin unter Napoleon I. Die Originalausgabe erschien zum erstenmal in Brüssel, 1827.

70. Casanovas Nachfolger, oder Abenteuer, Liebchaften und Erlebnisse eines galanten Offiziers (Hauptmann C. Friedrich). 4 Bände. Gr. 8°. Paris, Heidehoff und Campe, o. J. (ca. 1868).

Dasselbe Werk erschien schon früher (Paris, recte Tübingen, 1847–49) unter anderem Titel, der Verfasser nannte sich dort Strahlheim. (Cfr. Hayn, S. 304.)

Die folgende Ausgabe dürfte ebenfalls dasselbe Werk sein:

71. Der neue Casanova, oder Abenteuer, Liebchaften und Erlebnisse eines galanten Offiziers. 4 Bände. 8°. Paris, o. J.

72. Der kleine Casanova. Wahrheitsgetreu erzählt von ihm selbst (sic). kl. 8°. Paris, o. J. (ca. 1860). Sotadisches Machwerk, sehr selten.

73. Der Hamburger Casanova. Memoiren. kl. 8°. Hamburg, Berendsohn, o. J. (1858). Zahm.

74. Casanova des Zweiten (genannt Graf Alphons) Liebschaften und Abenteuer in Frankreich und Italien, von L. Glockentreter (Pseudonym). 2 Teile. 8°. Leipzig, Wigand, 1833.

75. Liebesabenteuer, Leben und Schicksale des Lorenzo da Ponte von Ceneda, eines Zeitgenossen des Jacob Casanova. II. Ausgabe. 1867. (Wo?)

76. Born und Hattendorf, Casanova. Operette in drei Akten. Liegnitz, 1894.

77. Lortzing, Casanova. Oper. Leipzig, 1841.

78. Wagner, J., Casanova in Paris. Operette in drei Akten. Paris, 1889.





Jakob Casanova

im Greisenalter. Terracotta-Büste eines unbekannten Meisters.

Au Lecteur

L'argument de cette petite tragédie est vrai à la lettre, et il est très connu de tous les officiers français qui revinrent alors en Italie, dont plusieurs vivent encore. J'ai connu moi-même dans l'année 1748 la charmante comtesse à Crémone, où très respectée elle jouissoit de la réputation la plus pure. La seule fiction, que je me suis permise est la présence de M. le Duc de Richelieu qui commandoit alors à Gênes. J'ai aussi arbitré en donnant le nom de Giron à l'officier qui a perdu la gorge, et celui de Talis à l'autre qui fut assassiné pour augmenter l'intérêt de l'action. Ce dernier fut tué trois jours après son crime, et non pas trois ou quatre heures comme il est dit dans la pièce. Tout ce qui regarde la forquette maudite est vrai aussi, mais historiquement ce fait ne pouvoit pas être renfermé dans les trente-six heures que la pièce occupe. Ces petits arbitres feront moins de tort à ma pièce qu'une lui feroit l'observation négligée des trois unités aux quelles j'ai eu de devoir m'attacher scrupuleusement.

Das Polemoskop

oder

Die durch Geistesgegenwart entlarvte Verleumdung.

Tragikomödie in drei Akten,

gewidmet Ihrer Hoheit der Fürstin von Clari,
geborenen Fürstin von Ligne,

auf Ihrem Schlosse zu Teplitz im Sommer des Jahres 1791.



Aus der französischen Handschrift Jakob Casanovas übersetzt von
Victor Ottmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Gnädigste Fürstin!

Als ich Sie vor zwei Jahren, voll Bewunderung Ihres Talents, in verschiedenen Rollen auf Ihrer Bühne spielen sah und Ihnen gutgemeint ein Stück meiner Feder versprach, forderten mich Ew. Hoheit, huldvoll wie immer, auf, mein Wort zu halten. Indem ich Ihnen, gnädigste Fürstin, mein Versprechen gab, war ich des Glaubens, Ihnen irgend ein Etwas in Aussicht zu stellen; doch jetzt, da ich mein Wort einlöse, bin ich mir bewusst, ein Nichts zu bieten.

Indessen, dieses Nichts wird Etwas werden, wenn Sie es Ihres Beifalls würdigen, und es würde vielleicht sogar ganz gute Figur machen, wenn Sie es auf Ihrem Theater aufführten und die Rolle der Gräfin übernahmen, Ihr Herr Gemahl der Fürst die des Linor. Aber das Stück gehört Ihnen, gnädigste Fürstin, und ich wäre zu anmassend, darüber Verfügungen zu treffen. Verfügen Sie allein darüber und gestatten Sie dem Verfasser gnädigst, mit tiefster Ehrerbietung zu zeichnen

Ew. Hoheit ergebenster und gehorsamster Diener

Casanova von Seingalt.

An den Leser.

Die realen Grundlagen dieser kleinen Tragikomödie sind buchstäblich wahr und allen französischen Offizieren bekannt, die damals in Italien dienten und von denen noch mehrere leben. Ich selbst habe im Jahre 1748 die liebenswürdige Gräfin in Cremona gekannt, wo sie, allseitig hochgeachtet, sich des allerbesten Rufes erfreute. Die einzige Fiktion, die ich mir gestattet habe, besteht in der Heranziehung des Herzogs von Richelieu, der damals in Genua kommandierte. Ich habe ferner darin frei verfahren, dass ich dem Offizier, der die Wette verloren hat, den Namen Linor gab und den Namen Talvis dem andern, den ich ermorden liess, um das Interesse an der Handlung zu steigern. Der Letztere wurde drei Tage nach seinem Verbrechen getötet und nicht schon nach drei oder vier Stunden, wie es im Stücke heisst. Alles ferner, was die Vexier-Lorgnette betrifft, ist wahr, aber in Wirklichkeit konnte sich dieses Faktum natürlich nicht in den sechsunddreissig Stunden abspielen, die das Stück umfasst. Diese kleinen Freiheiten werden meinem Stück weniger zum Schaden gereichen, als wenn ich die drei Einheiten ausser Acht gelassen hätte, denen ich geglaubt habe mich gewissenhaft unterordnen zu müssen.

Personen.

Die Gräfin

Der alte Graf, ihr Gatte

Die verwitwete Marquise

Graf von Linor, französischer Offizier

Chevalier von Talvis, Offizier

Marschall von Richelieu, kommandierender General

Mirabeau, Kammerdiener des alten Grafen.

**Das Stück spielt in Cremona in einem Salon des
gräflichen Hauses.**

Erster Akt.

Erste Szene.

Gräfin und Graf an einem Tischchen, Kaffee trinkend.

Graf. Dieser Krieg ist wenig amüsan, aber wenn er zu Ende sein wird, werden wir nichts verloren haben. Es wird viel mehr Geld im Umlauf sein, und was die Sitten betrifft, so werden wir weniger Vorurteile haben. Wir lernen die Franzosen mehr und mehr kennen. Nicht wahr, meine Liebe, sie sind scharmant?

Gräfin. Allerliebste, aber man darf nicht glauben, dass sie alle vom gleichen Schlage sind. Sie haben zwar nur einen Charakter, aber unendlich viele Nuancen.

Graf. Du verstehst dich sicher darauf, denn sie machen dir alle den Hof. Ich sehe es daraus, was man mir schreibt. Man hält mich für eifersüchtig. Die Narren!

Gräfin. Du bist es wahrlich nicht und hättest auch grosses Unrecht, es zu sein, denn sie sind nicht so gefährlich wie man denkt.

Graf. Aber im allgemeinen findest du sie allerliebste?

Gräfin. Gewiss, denn sie sind sehr amüsan, hauptsächlich durch ihre Lächerlichkeiten, und die Lächerlichen, wie du weisst, reizen nur zum Lachen.

Graf. Das ist wahr. Aber es scheint mir unmöglich, dass sich unter allen kein einziger finden sollte, der nicht Gefallen erweckte.

Gräfin. Du hast recht. Ich kenne einen.

Graf. Der Marschall von Richelieu?

Gräfin. Oh! Der kommt nicht in Frage. Ich spreche nur von den jungen Leuten. Der Herr Marschall ist ein Ding für sich. Man kennt ihn so gut, dass nur eine einzige Stimme über ihn herrscht. Er ist ein Professor der Galanterie, vor dem man sich wie vor einem Taschenspieler hüten muss oder wie vor einem Fechtmeister, mit dem man sich mit den Waffen nicht messen kann. Der Herzog von Richelieu ist ein Mann, dem keine Eroberung schwer fallen kann, denn seine Gewalt ist fast unbeschränkt und er macht sich kein Gewissen daraus sie anzuwenden, wo immer ihn ein Gegenstand interessiert. Das ist ein Routinier, der zu oft im Feuer stand und im Grunde selbst euer Geschlecht verachten muss. Ein hochmütiger Despot, den jede denkende Frau fürchten muss, denn er versteht sich meisterhaft darauf, mit Höflichkeiten zu fesseln. Es scheint, als ob er sich mit dem Rechte brüstet, womit er zur selben Zeit triumphiert, wo er mit allem Fleiss kalt zu bleiben sich bemüht. Man soll so etwas in Frankreich bewundern; ich will es glauben. Der Himmel möge ihn, mein Lieber, fern von uns halten, denn er hat das Talent, gleichzeitig zu beleidigen und lachen zu machen und einen schliesslich dahin zu bringen, dass man sich für recht dumm hält.

Graf. Wer ist also der Mann, der würdig wäre, dir zu gefallen und zugleich allerliebste zu scheinen — um mich deines eigenen Ausdrucks zu bedienen?

Gräfin. Der Graf von Linor.

Graf. Der Sohn des Marschalls von Bellisle?

Gräfin. Jawohl. Er spielt sich nicht auf, er ist das, was er scheint, und ich habe noch niemals bemerkt, dass er dir schreibt oder dir Gründe zu liefern glaubt, mich seinetwegen zu überwachen. Seine Ehrerbietung ist von einer Ungezwungenheit, die nichts von Schüchternheit hat, sein Eifer hat nichts vom Eifer der Liebe, seine Aufmerksamkeiten verbinden zu nichts, seine Blicke suchen nicht sich bemerkbar zu machen, und seine Gespräche sind weder gewagt noch zweideutig. Stets in den Grenzen des Anstands, immer abgemessen, gefällig und amüsant ohne eine Spur von Medisance. Ich habe

ihn noch nie von sich selbst sprechen hören, um sich eine Pose zu geben.

Graf. Ausserdem ist er ein sehr schöner Junge.

Gräfin. Das ist wahr.

Graf. Ich halte, liebe Seele, diesen Mann, unter uns gesagt, wohl für fähig deine Eroberung zu machen.

Gräfin. Ich glaube es auch, wenn er ständig bei uns wohnte und wenn er das Talent besässe, mich seine Liebe fühlen zu lassen, ohne davon zu sprechen: eine Sache, die so im Vorübergehen sich nicht machen lässt.

Graf. Indessen macht er dir den Hof mehr als irgend einer andren.

Gräfin. Beharrlich sogar, aber auf eine sehr eigentümliche Weise, denn anscheinend trifft alles, was er thut, rein zufällig zusammen. Und wirklich, ich möchte es beinahe glauben.

Graf. Du bist sehr bescheiden, mein teures Weib, aber was zum Beispiel die Equipage betrifft, die vorgestern vor dem Theater, als die deinige noch nicht angelangt war, und der du dich nicht entziehen konntest — das war doch etwas Wohlberechnetes, gieb's nur zu!

Gräfin. Oh, lieber Freund, ich möchte wetten, dass es ein Zufall war. Aber wenn schon — gieb du auch zu, dass diese Aufmerksamkeit ebenso fein ersonnen, wie mit Delikatesse ausgeführt war, denn er befand sich in Gesellschaft des Marschalls und wusste, dass er mit ihm gehen musste. Ohne seine Höflichkeit wäre ich genötigt gewesen, zu Fuss zu gehen, entweder mit dem Marschall selbst oder wahrscheinlicher mit dem Chevalier von Talvis, der mich langweilt und den ich, da er bei uns wohnt, unglücklicherweise alle Augenblicke sehen muss.

Graf. Mir scheint, als ob dieser Herr von Talvis sehr darauf ausgeht. Er erweist mir nicht die Ehre, mich für eifersüchtig zu halten, oder er bildet sich ein, mich daran verhindern zu können. Bei Tisch, in der Gesellschaft, überall hält er dich im Auge.

Gräfin. Wirst du's für möglich halten, dass dieser Narr mir Erklärungen macht? Ich höre sie an und lache,

und dann spielt er den Verzweifelten. Gestern im Theater war ich von Anfang bis Ende das einzige Objekt seiner Lorgnette. Ich hätte mich dieser Musterung durch einen Platzwechsel entziehen können, aber es schien mir besser, seine Unverschämtheit zu ignorieren.

Graf. So macht er's immer. Linor im Gegenteil fixiert nur die Marquise. Das ist aber eine Witwe, der er ruhig den Hof machen kann.

Gräfin. Wirklich sonderbar, denn er besucht sie niemals und in Gesellschaft schenkt er ihr nicht die geringste auffällige Beachtung.

Graf. Das ist weder sonderbar, noch schwer zu durchschauen: ein junger Mann, verliebt und schüchtern, von einer Flamme verzehrt!

Gräfin. Das eben kann ich nicht glauben, denn die Schüchternheit ist untrennbar von der Ehrerbietung und — ah, sieh da, Talvis!

Zweite Szene.

Gräfin, Graf, Talvis.

Gräfin. Grossartig frisiert, schöner Chevalier! Ich will hoffen, dass Sie heute abend keine Zahnschmerzen haben werden.

Talvis. Wie, reizende Gräfin? Wer kann Ihnen das gesagt haben?

Graf. Alle Welt. Ich selbst, da Sie mir doch gesagt haben, dass Sie daran leiden.

Talvis. In der That, es ist wahr, ich entsinne mich. Aber ich hätte nicht geglaubt, dass das die gnädige Frau interessieren könnte.

Graf. Da hatten Sie unrecht, denn die Hausfrau muss sich stets für die Gesundheit ihrer Gäste interessieren.

Gräfin. Ich selbst hatte Ihr Fortgehen wohl bemerkt.

Graf. Sehen Sie? Doch jetzt muss ich Sie allein lassen, man erwartet mich. Ich hoffe, Herr Chevalier,

Sie im Theater zu sehen; leisten Sie einstweilen meinem Frauchen gute Gesellschaft. (Ab.)

Dritte Szene.

Gräfin, Talvis.

Talvis. Es war kein Zahnschmerz, gnädige Frau, was mich aus der Gesellschaft trieb. Es war Verzweiflung!

Gräfin. Was brachte Sie denn zur Verzweiflung?

Talvis. Sie, gnädige Frau! Ihr Benehmen — schrecklich, unerhört!

Gräfin. Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr, denn ich wüsste nicht, mich schlecht benommen zu haben.

Talvis. Aber nicht human, denn Sie haben Linor ermutigt, nie von Ihrer Seite zu weichen, während Sie doch wissen, dass ich Sie anbete und dass ich Höllenqualen ausstehe.

Gräfin. Nichts weiss ich von alledem. Erlauben Sie übrigens, dass ich erstaunt bin, Sie immer in dieser Tonart sprechen zu hören, die ich bisher nur für Scherz gehalten habe. Nein, wirklich, das geht nun und nimmer nicht! Lassen Sie sich sagen, mein Herr, dass ich von Ihren Höllenqualen nichts wissen will und dass ich zwar Achtung verlange, aber keine Anbetung. Und was mein Benehmen betrifft, so rate ich Ihnen, es sich zum Muster zu nehmen und im übrigen Ihren Freund Linor nachzuahmen.

Talvis. Dann, gnädige Frau, würden Sie mich vielleicht lieben, aber ich werde ihn nicht nachahmen. Es muss Ihnen bekannt sein, dass er im Stillen in die Marquise verliebt ist und dass er seine Neigung nur durch das fortwährende Fixieren durch die Lorgnette verrät, da mein armer Freund Linor ein bisschen beschränkt ist.

Gräfin. Ich halte ihn nicht für beschränkt, aber wenn er in die Marquise verliebt ist, so bin ich durch-

aus nicht eifersüchtig, und die Marquise, meine Freundin, kann sich über Linors Schweigsamkeit weniger beklagen, als ich über Ihre indiskrete Hartnäckigkeit. Lassen Sie sich auch sagen, dass, wenn ich wirklich Linor liebte, es nur an Ihnen liegt, sich liebenswert zu machen, falls Sie dazu im stande sind. Adieu, mein Herr. Führen Sie sich in Zukunft besser auf, wenn uns Ihre Gesellschaft angenehm sein soll. (Ab.)

Vierte Szene.

Talvis, später die Marquise.

Talvis. Mich besser aufführen! Bah, eine Kokette im italienischen Geschmack! Sie möchte Galans und Cicisbeos, aber dafür danke ich. Es ist sicher, dass sie Linor liebt, obwohl ihr nicht entgehen kann, dass er die Marquise liebt; aber mir soll Linor mit seiner Scheinliebe zu dieser Gräfin den Platz räumen. Ich muss eine Aussprache herbeiführen, denn ich will bei dieser Frau mein Ziel erreichen oder zu Grunde gehen. Ich will — aber da ist ja die Marquise!

Marquise. Ah, mein Herr! Hier so allein? Ich wollte nach meiner lieben Freundin sehen.

Talvis. Ihre liebe Freundin, gnädige Frau, ist soeben voller Wut gegen mich in ihr Boudoir gegangen, weil ich keinen Rivalen dulden kann. Sie wissen, dass ich die Gräfin liebe.

Marquise. Ich weiss nichts davon. Aber, da Sie es mir sagen: wer ist dieser Rivale, mit Verlaub?

Talvis. Linor.

Marquise. Linor? Hahaha, Sie bringen mich zum Lachen! Wenn Sie nur diesen Rivalen fürchten, dann mache ich Ihnen mein Kompliment. Ich bin sicher, dass Sie unnötige Angst haben.

Talvis. Wie? Wo sie ihn mir jeden Augenblick, bei jeder Gelegenheit vorzieht?

Marquise. Das ist gleichgültig. Ich weiss und sehe, dass er ihr den Hof macht, aber das ist, glauben Sie

mir, nur eine Finte, um die Beobachter zu täuschen und die Eifersucht jener zu schüren, die er in Wahrheit liebt.

Talvis. Man sagt, das wären Sie, gnädige Frau.

Marquise. Man sagt? Ich bin froh darüber, denn es grenzt an die höchste Dummheit, dass er sich nur durch die Lorgnette erklärt.

Talvis. Sie sind also jedenfalls überzeugt, dass Linor in Sie verliebt ist?

Marquise. Zweifeln Sie daran?

Talvis. Ein bisschen. Aber ich verspreche Ihnen, darüber Klarheit zu schaffen.

Marquise. Vortrefflich. Sie können ihm sagen, dass er, anstatt mich zu lorgnettieren, lieber zu mir kommen soll; wenn er brav ist, braucht er nicht zu fürchten, dass ich ihn schlecht aufnehme oder tyrannisiere. Und was Sie anbelangt, so rate ich Ihnen, sich zu mässigen, Sie werden dann bei der Gräfin nicht unglücklich sein, denn sie hat ein ausgezeichnetes Herz.

Talvis. Ihre Ratschläge sind mir kostbar, gnädige Frau, aber ich flehe Sie an, sie zur Vernunft zu bringen, denn ich bin, auf Ehre, am Rande der Verzweiflung! (Ab.)

Fünfte Szene.

Marquise, später die Gräfin.

Was diese Franzosen komisch sind! Immer lebenswürdig, immer galant, aber anmassend und von einer Art und Weise, dass man glauben soll, sie wären stets im Recht. Linor ist der einzige, der mehr Chancen als alle andern hat, aber auch der einzige, der an seiner Unwiderstehlichkeit zweifelt. Wie schade! Dieser Mensch ist sicherlich kein Franzose. Aber da bist du, liebe Freundin!

Gräfin. Ich habe dich kommen gehört, mein Herz, aber da dieser Freche hier war —

Marquise. Sei still! Er hat mir alles gesagt und er ist »am Rande der Verzweiflung«. Er hat sich mir

empfohlen, dieser Narr! Er bildet sich ein, du zögest ihm Linor vor.

Gräfin. Er bildet sich die Wahrheit ein, aber mir scheint, dass er keinen Anlass hat, Eifersucht zu bekennen, und dass er sehr unrecht thut, Ansprüche geltend zu machen, die mich beleidigen.

Marquise. Wäre es möglich? Du liebst Linor?

Gräfin. Ist es ein Wunder? Kann man ihn nicht lieben?

Marquise. Ich gebe es zu. Aber es ist peinlich jemand zu lieben, der schon anderweitig liebt.

Gräfin. Das würde mir keine Pein verursachen, weil die Liebe, die ich für ihn empfinde, nichts als gute Freundschaft ist, frei von jeder Eifersucht.

Marquise. Du bist also nicht böse, dass Linor mich liebt?

Gräfin. Dich liebt er? Desto besser. Das wird ihn nicht hindern, hoffe ich, für mich eine Freundschaft zu hegen, die mir unendlich schmeichelhaft ist und deren ich übrigens sicher bin, denn er spendet mir alle erdenkbaren Aufmerksamkeiten.

Marquise. Allerdings, aber bedenke, er weiss, dass du meine beste Freundin bist. Die Aufmerksamkeiten können einen anderen Zweck haben, als du dir einbildest. Hör, meine Liebe. Ich bin ganz allein deshalb gekommen, um dir zu sagen, dass Linor mir nicht missfällt und dass du mir ein Vergnügen bereiten würdest, wenn du die Gelegenheit ergreifst, ihn bei mir einzuführen. Ist es wahr, dass du nichts als Freundschaft für ihn empfindest, so kann dir mein Vorschlag nicht unangenehm sein.

Gräfin. Durchaus nicht, liebe Freundin, und ich verspreche dir diesen Dienst vielleicht für morgen. Bist du ganz sicher, dass Linor nur deinetwillen seufzt?

Marquise. Niemand zweifelt daran und alle Welt fällt deshalb über mich her. Mein Schwager selbst mokiert sich über mich: er sagt, ich spiele die Prätentiöse, und das sei der Grund, dass er nicht zu uns komme wie in alle anderen Häuser.

Gräfin. Es ist wahr, ich finde das an seinem Charakter unverständlich. Aber wenn du ihn nur deshalb für verliebt in dich hältst, weil er dich durch die Lorgnette fixiert, so scheint mir, sei nicht böse, der Grund sehr schwach.

Marquise. Wie? Schwach? Wozu sonst würde er mich so anstarren?

Gräfin. Was weiss ich? Aus Zerstretheit, aus Neugierde, aus irgend einem andern unerfindlichen Grunde. Und dann ist es auch möglich, dass du dich täuschest und dass du's gar nicht bist, die er fixiert.

Marquise. O, was das betrifft, das kenne ich! Meine gute Freundin, du bist ganz sicher doch in ihn verliebt!

Gräfin. Ich? Der Himmel soll mich bewahren! Du hältst mich wohl für närrisch? Aber ich will dir übrigens beweisen, dass ich nicht eifersüchtig auf ihn bin. Ich selbst werde mit ihm zu deinen Gunsten sprechen.

Sechste Szene.

Mirabeau, Gräfin, Marquise, später Linor.

Mirabeau. Graf von Linor, gnädige Frau, lässt fragen, ob Sie zu sprechen seien?

Gräfin. Warten Sie! (Zur Marquise.) Soll er eintreten?

Marquise. Warum nicht? Ich bin sogar sehr froh darüber.

Gräfin. (Zu Mirabeau.) Ich lasse bitten.

Linor. Gnädige Frau, ich wollte nicht —

Gräfin. Keine Umstände, mein Herr, Sie machen mir immer Vergnügen, und besonders in diesem Augenblick, denn wir sprachen gerade von Ihnen. Die Frau Marquise ist entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Linor. Zu schmeichelhaft für mich, aber seit ich in Cremona bin, habe ich mir immer die Ehre eingebildet, der gnädigen Frau bekannt zu sein. Muss ich das Unglück beklagen, vergessen zu sein?

Marquise. Im Gegenteil, mein Herr, denn Sie sind sicherlich nicht dazu angethan, vergessen zu werden. Es scheint vielmehr, als ob Sie selbst es sind, der seinen trefflichen Eigenschaften misstraut. Ich weiss nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe, als ich Ihnen durch Herrn von Richelieu sagen liess, dass Sie meinem Hause stets die Ehre erweisen möchten, wenn Sie nichts Besseres vorhätten.

Linor. Ich handelte sehr unrecht, gnädige Frau, dass ich Ihrer gütigen Einladung nicht die schuldige Aufmerksamkeit widmete, aber ich bitte Sie inständigst, mir zu glauben, dass es einzig und allein die Furcht war, Ihnen ungelegen zu kommen, die mich davon abhielt, Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Marquise. Diese Furcht, mein Herr, ist die erklärte Feindin aller Damen dieser Stadt, die Sie kennen. Liebe Freundin, ich muss dich verlassen. Aber darf ich wagen, mein Herr, Sie um einen Gefallen zu bitten? Hahaha!

Linor. Befehlen Sie, gnädige Frau!

Marquise. Möchten Sie mir wohl Ihre Lorgnette leihen? Hahaha!

Linor. (Zieht die Lorgnette diensteifrig aus der Tasche.) Hier, gnädige Frau.

Marquise. (Nimmt sie und macht eine tiefe Verbeugung.) Ich gebe sie Ihnen morgen wieder, wenn Sie sich die Mühe machen wollen, bei mir vorzusprechen und sie zu holen. Hahaha! Adieu, liebe Freundin! (Ab.)

Siebente Szene.

Gräfin, Linor.

Gräfin. Diesmal darf man Ihnen endlich gratulieren. Das war eine Erklärung in aller Form und ein trefflich eingefädelttes Rendezvous. Was denken Sie jetzt im Moment von den italienischen Damen?

Linor. In der That, ich bin starr über so viel Liebenswürdigkeit.

Gräfin. O! Das ist doch, will mir scheinen, ein bisschen mehr, als was man Liebenswürdigkeit nennt.

Linor. Ich bitte um Verzeihung. Ich bin nicht Geck genug, um eine Achtungsbezeugung höher einzuschätzen, als sie wert ist, und ich nenne nicht Rendez-vous einen Befehl, zu unbestimmter Zeit eine Lorgnette wieder zu holen. Die Marquise wollte offenbar weiter nichts, als mich ermutigen.

Gräfin. Sie gestehen also, dass es Ihnen an Mut fehlt?

Linor. Das Handwerk, das ich treibe, gnädige Frau, verbietet mir durchaus ein solches Zugeständnis. Aber ich darf Ihnen sagen, ich gebe zu, dass mir eine gewisse Sorte von Mut fehlt, dass ich mir aber keine Sorge mache, ihrer zu entraten, weil sie Anmassung und Frechheit heisst. Meine Selbstachtung schützt mich davor, frech zu sein und meine hinlängliche Selbsterkenntnis erlaubt mir keine Anmassung. Man wäre aber ungerecht, wenn man mich der Ziererei oder der übermässigen Schüchternheit zeihen wollte.

Gräfin. Die Marquise setzt, wie Sie sehen, den ersten dieser beiden Fehler bei Ihnen nicht voraus, aber sie hat geglaubt, Sie vom zweiten heilen zu können. Sie werden sicherlich morgen hingehen und sich Ihre Lorgnette wiedergeben lassen?

Linor. Ich hätte vielleicht einen anderen Tag gewählt, wenn mir nicht befohlen wäre, morgen zu kommen.

Gräfin. Wie glücklich Sie sind!

Linor. Glauben Sie?

Gräfin. Sollte man zweifeln? Sie lieben, und Sie sind sicher, geliebt zu werden. Ich glaube, Sie können weder mehr beanspruchen, noch mehr wünschen.

Linor. Nehmen wir an, ich werde geliebt — vielleicht! Aber ich frage Sie, wie können Sie sicher sein, dass ich liebe?

Gräfin. Ich gebe zu, keine Gewissheit darüber zu haben, denn die Augenscheinlichkeit ist nicht besonders stark. Vorhanden ist sie aber doch, denn — gestatten

Sie mir, ganz offen zu sein — ein Mann, wie Sie, durch Geist und Verdienste so ausgezeichnet, würde schwerlich tagtäglich im Theater zwei Stunden lang ganz allein in einer Loge sitzen und die Lorgnette einzig und allein auf ein Objekt richten, über das kein Irrtum walten kann, wenn er eben nicht verliebt in dieses Objekt wäre.

Linor. Obwohl es zutreffend erscheint, was Sie sagen, täuscht man sich dennoch.

Gräfin. Das heisst, man täuscht sich in der Auslegung? Sie geben nicht zu, verliebt zu sein?

Linor. Sie werden mir verzeihen, gnädige Frau — ich gestehe, verliebt zu sein.

Gräfin. Wie können Sie da sagen, dass man sich täuscht? Mir ein Rätsel!

Linor. In der That, die Sache ist ein wenig rätselhaft.

Gräfin. Sie wird es morgen nicht mehr sein, und wahrhaftig, ich mache Ihnen mein Kompliment! Ich bin sogar entzückt, einiges zu dieser schönen Lösung beigetragen zu haben.

Linor. Morgen, gnädige Frau, wird es keine Lösung geben.

Gräfin. Aber doch keine neue Ungewissheit, das ist immer schon etwas. Und ausserdem werden Sie sich nicht mehr zur Lorgnette verurteilt sehen!

Linor. Ich werde mich ihrer in Zukunft vielleicht enthalten, um keinen Stoff zu allerlei Bemerkungen zu geben, aber ich werde mich deshalb nicht glücklicher fühlen.

Gräfin. Wie? Genügt es Ihnen nicht, dass man Ihre Flamme kennt und sich darüber freut? Nach welchem grösseren Glück können Sie trachten?

Linor. Wenn meine Flamme, gnädige Frau, wirklich bekannt wäre und wenn die Angebetete sich über meine Leidenschaft freute, würde ich kein grösseres Glück vom Himmel erflehen. Aber meine Flamme wird morgen so gut wie heute unbekannt sein, ja bis zu meinem letzten Seufzer, denn die Person, die ich liebe,

würde meine Leidenschaft für sträflich halten. Ich darf es nicht wagen, mich zu erklären, da ich sonst ihre Achtung verlöre und infolgedessen die freundschaftlichen Sympathien, die ich ihr eingeflösst zu haben glaube.

Gräfin. Niemals kann Ihre Leidenschaft der Marquise sträflich vorkommen, denn Sie sind Junggeselle, die Marquise Witwe. Ich verstehe Ihre Denkungsweise und Ihre Absichten nicht!

Linor. Mein Unglück, gnädige Frau, hat seinen Grund in dieser ehrenhaften Denkungsweise und in der Reinheit meiner Absichten. Leben Sie wohl, gnädige Frau. (Ab.)

Gräfin. Adieu, Orakel! (Folgt ihm mit den Augen.) Alles, was er sagt, ist unbegreiflich, obwohl er, das steht fest, ebensoviel Geist wie Bravheit hat. Trotz alledem, was sein Lorgnettenspiel bedeutet, muss ich beinahe glauben, dass er die Marquise nicht liebt. Wen in aller Welt aber liebt er denn?

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Erste Szene.

Gräfin. Marquise.

Gräfin. (Empfängt aus den Händen der Marquise dieselbe Lorgnette, die diese von Linor erhalten hatte.) Ich verstehe den Grund deines Zornes nicht, liebe Freundin, und finde, dass du geradezu ein Instrument deiner Launen aus mir machst. Ihm auf diese Weise seine Lorgnette wiederzugeben, scheint mir sogar eine etwas unnoble Handlung.

Marquise. Der Mangel an Noblesse ist ganz auf seiten Linors, und meinerseits handelt es sich nicht um eine Laune, sondern um die Konsequenz von Erwägungen überaus einfacher Natur. Wenn du Freundschaft für mich empfindest, musst du ohne den geringsten Zeitverlust an Linor schreiben, er möchte zu dir kommen, und ihm offenen Wein einschenken, dass er sich nicht bemühen sollte, an meiner Thüre vorzusprechen, denn ich bin für ihn nicht zu Hause. Ich hätte ja diese Massregeln treffen können, ohne dir etwas zu sagen, aber ich fürchtete, dich zu verletzen, da ich ihn hier in deinem Hause eingeladen habe und zwar — ich muss es mit Bedauern sagen — leider viel zu dringlich.

Gräfin. Aber was kann er dir seit gestern angethan haben, dass du dich berechtigt glaubst, ihm einen derartigen Affront zu machen? Ich habe ihn beobachtet, er ist aus seiner Loge keinen Augenblick herausgegangen und liess sich nach der Vorstellung auch nicht beim

Marschall blicken, wo ich dich in schlechter Laune sah. Oder was für böse Bemerkungen hat man über ihn in der Gesellschaft gemacht? Vielleicht sind sie gar nicht wahr. Ich habe dich immer für zu hitzig gehalten. Glaube mir, du musst dich mässigen. Empfange ihn, setze ihm alles auseinander, lass ihn selbst sich rechtfertigen, wenn er's kann, oder mache dir selbst das Vergnügen, ihn überzeugt zu sehen. Und schliesslich: gieb ihm diese Lorgnette mit eigenen Händen wieder.

Marquise. Wisse, meine gute Freundin, die Affaire ist eine derartige, dass der Unwürdige sich nur zu leicht rechtfertigen kann, und das wäre eine Dummheit meinerseits, denn es würde nur dazu dienen, mich noch mehr zu demütigen. Ich wünsche sogar dringend, dass niemand erfährt, welche Avancen ich ihm gestern gemacht habe, denn man würde sich gründlich über mich mokieren.

Gräfin. Aber wenn ich ihm sage, du wolltest ihn nicht mehr sehen, was für einen Grund soll ich da angeben, falls er mich fragt?

Marquise. Er wird dich nicht fragen, denn er hat Angst, dass du den Grund kennst und ihm die verdienten Vorwürfe machst. Aber wenn er dich wirklich fragt, so brauchst du ihm nur zu sagen, ich hätte gesagt, er wäre ein böser Spassvogel. Im übrigen gieb ihm seine Lorgnette wieder.

Gräfin. Ich will ihm sofort ein Billet schreiben. (Sie schickt sich an, auf demselben Tische zu schreiben, auf den sie die Lorgnette legt.)

Zweite Szene.

Graf. Marquise. Die Gräfin, schreibend.

Graf. Wie kommt es, schöne Witwe, dass Sie uns zu so früher Stunde mit Ihrem Besuch beehren?

Marquise. Ich habe vor Ihnen keine Geheimnisse. Ich habe Ihre Frau gebeten, mich von der Aufwartung eines Mannes zu befreien, den ich nicht sehen mag.

Graf. Und wer in aller Welt ist dieser unglückliche in Ungnade Gefallene, der diese erschütternde Nachricht durch meine Frau erhalten soll?

Marquise. Das ist der anbetungswürdige Herr von Linor.

Graf. In der That anbetungswürdig. Was kann er Ihnen gethan haben? Meine Frau hat mir gesagt, Sie wären gestern äusserst höflich zu ihm gewesen.

Marquise. Er ist ein Schelm, der ein sehr garstiges Gemüt haben muss und gegen den ich ebenso authentische wie langweilige Gründe ins Feld zu führen habe.

Graf. Das mag sein, meine teure Marquise, aber gestatten Sie mir, dass ich erstaunt bin, denn Linor kommt mir wie ein Muster von Verständigkeit vor.

Gräfin. Da ist mein Billet, sehr lakonisch und auf französisch geschrieben. Da, lieber Mann, sag mir, ob es so gut ist.

Graf. (Liest das Billet.) »Ich bitte Sie, Herr Graf, heute keine Visite zu machen, bevor Sie mir die Ehre erwiesen haben, bei mir vorzukommen, denn ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen.« Grossartig! Versiegle es und lass es Mirabeau besorgen. Aber was wirst du ihm sagen, wenn er kommt?

Gräfin. (Siegelt das Billet.) Mirabeau!

Mirabeau. Gnädige Frau?

Gräfin. (Giebt ihm das Billet.) Gehen Sie schnell und besorgen Sie dies Billet an seine Adresse, aber zu eigenen Händen, hören Sie. (Zum Grafen.) Was ich ihm sagen werde? Was sie wünscht, dass ich ihm sage: er soll sich niemals auf ihrer Schwelle blicken lassen, da man ihn abweisen würde. Ich kann ihr dies Vergnügen nicht ausreden, obwohl sie selbst ihn gestern hier in meiner Gegenwart sogar ganz dringlich eingeladen hat.

Graf. Und warum sind Sie so veränderlich, mein schönes Kind?

Marquise. Weil Ihr untadelhafter Linor ein schlechtes Subjekt ist, ein schwarzer Mann. Adieu! Ich gehe mich anziehen, um beim Marschall zu dinieren.

Vergesst nicht ihm seine Lorgnette wiederzugeben.
Verfluchte Lorgnette! Tausendmal verflucht! (Ab.)

Dritte Szene.

Gräfin. Graf.

Graf. Sie ist ja fürchterlich erzürnt gegen die Lorgnette. Was hat ihr denn diese arme Lorgnette gethan? (Er nimmt sie vom Tisch.) Undurchdringliches Geheimnis! (Er betrachtet sie.)

Gräfin. Undurchdringlich wie so viel anderes. Du kennst die Marquise; oberflächlich, oft inkonsequent, stürmisch in allen Schritten. Aber was betrachtest du so eingehend? Es ist eine Lorgnette wie alle andern.

Graf. Ich studiere sie, um herauszufinden, was der Marquise die tausend und eine Verwünschungen eingegeben hat, die sie dagegen schleuderte.

Gräfin. Die Verwünschungen rühren daher, weil diese Lorgnette sie in den eiteln Wahn wiegte, dass Linor sie liebe.

Graf. Ich weiss, aber was hat ihr die Augen darüber geöffnet, dass er sie nicht liebt?

Gräfin. Sie will nichts sagen, aber vielleicht wird er selber es mir gestehen.

Graf. Darauf bin ich neugierig, denn mich amüsiert nichts so sehr, wie solche Liebesstreiche. (Er blickt zu wiederholtenmalen nach rechts und links durch die Lorgnette.) Aber was — das ist ja wirklich eine verfluchte Lorgnette, das ist diabolisch!

Gräfin. Was hat sie denn Uebernatürliches?

Graf. Sie hat die Eigentümlichkeit zu zeigen, was man nicht sehen will.

Gräfin. Wie? Was man nicht sehen will? Gieb her. (Sie nimmt ihrem Gatten die Lorgnette aus der Hand und blickt nach hier und dort hindurch.) Wirklich sonderbar. Du hast recht, sie ist dergestalt konstruiert, dass sie an Stelle des Gegenstandes, auf den man sie richtet, einen anderen zeigt, der sich links oder rechts

in einem gewissen Abstände von dem fixierten Objekt befindet. Ah, ah, ah! Das ist, was man ein Polemoskop nennt, aber man hat es zu diesem Zweck nicht erfunden, obwohl es sich auch dazu gut verwenden lässt.

Graf. Ausgezeichnet für einen diplomatischen Galan, der nicht wünscht, dass man wisse, wer die Dame seines Herzens sei! Und zugleich eine famose Attrappe. Hahaha, das macht mich lachen! Die Marquise fühlt sich attrappiert. Aber sie ist unvernünftig, wenn sie sich darüber erzürnt. Das ist ein Polemoskop. Ah, ah, ah!

Gräfin. Die Sache ist lächerlich, aber es ist ein grausamer Possen, wenn ihn Linor ihr absichtlich gespielt hat. Es ist wirklich bitter. Meine arme Marquise! Ich verzeihe ihr.

Graf. Und ich auch ein bisschen, aber ich finde, sie hat unrecht, das tragisch zu nehmen. Das ist eine Kriegslist. Es scheint mir übrigens, dass Linor einer derartigen Bosheit nicht fähig ist, denn das geht über die Neckerei, und es ist ausserdem nicht ersichtlich, was die Marquise ihm gethan hat, dass er das Recht hätte, sich so über sie lustig zu machen. Alle Welt kennt sie als harmlose Seele. Ich möchte wetten, Linor hat sie nicht absichtlich zum Narren gehalten.

Gräfin. Vielleicht schon, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Ich bin neugierig zu hören, wie er die Kunde aufnehmen und wie er sich entschuldigen wird.

Graf. Du wirst mir darüber berichten, mein Engel, denn ich muss jetzt schnell fort, um etwas zu besorgen. Leb wohl auf kurze Zeit! (Ab.)

Vierte Szene.

Gräfin, später Linor.

Gräfin. Es ist ganz klar, dass die Marquise nicht zufällig gefoppt wurde. Welche Arglist! Wirklich ein diskreter Herr! Aber wohin blickt er? Wen begehrt er? Ich glaube, es hält nicht schwer, das zu ahnen. Aber da ist er.

Linor. Ich ging gerade aus, gnädige Frau, als ich glücklicherweise Ihr Billet empfing. Einen Augenblick später, und man hätte mich nicht zu finden vermocht. Welcher Art sind die Befehle, mit denen Sie mich beehren wollen? Nichts könnte mich mehr interessieren.

Gräfin. Dieselbe Marquise, mein Herr, die Sie gestern so dringlich eingeladen hat, ihr Haus mit Ihrer Gegenwart zu beehren, ist diesen Morgen zu mir gekommen, um sich selbst zu widerrufen. Sie meint, dass die Freundschaft, die mich mit ihr verbindet, sich mit jener, die ich für Sie empfinde, so gut vereinbaren lässt, um Ihnen das genaue Gegenteil von dem zu bestellen, was sie Ihnen gestern gesagt hat. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, dass Sie sie niemals zu Hause treffen werden. Ich bin unglücklich, mich in der Zwangslage zu sehen, Ihnen diese peinliche Eröffnung machen zu müssen, und doppelt unglücklich in Anbetracht der Bestürzung, in die Sie meine Kunde versetzen muss.

Linor. Es ist selbstverständlich, gnädige Frau, dass diese Nachricht für mich bestürzend ist, aber wenn ich bedenke, dass Sie mir einen Affront ersparen, dem ich mich an der Thüre der Marquise ausgesetzt hätte, so fühle ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich bin indessen ein wenig überrascht durch ein solches Vorgehen von seiten einer Dame, von der ich mir bewusst bin, es nicht verdient zu haben.

Gräfin. Wie? Sie hätten sich aufrichtig nichts vorzuwerfen? Sie hat mir aufgetragen, Ihnen Ihre Lorgnette wiederzugeben. Da!

Linor. (Nimmt sie.) Ja, ich entsinne mich, dass sie gestern gesagt hat, sie wollte sie mir heute wiedergeben. Eine Bagatelle! Darf ich wagen, Ihnen zu bekennen, dass ich mich viel glücklicher fühle, sie aus Ihren schönen Händen zu erhalten, als aus jenen der Marquise?

Gräfin. Ich glaub es gerne, denn beim Empfang aus den Händen der Marquise hätten Sie sich in der unangenehmen Lage befunden, sich rechtfertigen zu

müssen, und ich weiss nicht, wie Sie sich schicklich aus der Affaire gezogen hätten.

Linor. Aber, gnädige Frau! Wortüber denn hätte ich mich rechtfertigen sollen? Ich bitte Sie um die Freundlichkeit, mir doch zu sagen, wessen man mich beschuldigt?

Gräfin. Sollten Sie das wirklich nicht wissen? Gestehen Sie nur, dass es gar nicht die Marquise war, die Sie mit der Lorgnette fixierten, obwohl es alle Welt glaubte.

Linor. Ich gebe zu, dass meine Polemoskop-Lorgnette leicht zu irrigen Meinungen führen kann und dass ich, als ich sie vor Augen hielt, die Marquise nicht sehen konnte. Aber sie hat keinen Grund, sich für beleidigt zu halten, denn auf Ehre, ich hatte keine Ahnung davon, sie zu einer irrigen Meinung zu bringen, und im übrigen wäre es mir unmöglich gewesen, das Objekt zu betrachten, das ich betrachten wollte, wenn ich nicht die Lorgnette in der Richtung gegen die Marquise gehalten hätte. Ich gestehe, ich bin unglücklich darüber, dass die Dame, die ein Recht zur Beschwerde über mich zu haben glaubt, sich just in der Richtung meiner Lorgnette befand. Das war mein ganzes Verbrechen und es thut mir ausserordentlich leid, aber ich bin unschuldig daran, denn mein Fehler war absichtslos. Jede andere Person, die auf dem Platz der Marquise gesessen hätte, hätte sich für fixiert gehalten und infolgedessen für beleidigt, nachdem sie meine Lorgnette näher gekannt hätte. Mir scheint, man könnte die Lorgnette am besten lügnerisch nennen. Derartige Gläser sind in Paris so bekannt, dass es dort niemand mehr giebt, der sich getrauen würde, das fixierte Objekt zu erraten. Ich bin in Verzweiflung darüber, aber mein Polemoskop wird heute noch in hundert Stücke zerbrochen.

Gräfin. Sie hätten also nicht gewusst, dass die Dame, die sich gegenüber Ihrem Instrument befand, die Marquise war?

Linor. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, so hätte ich, ich schwöre es Ihnen, eine andere Loge genommen.

Gräfin. Ohne eine andere Loge zu nehmen, hätten Sie mit dem Lorgnettieren aufhören oder mit einer gewöhnlichen Lorgnette ganz offen verfahren können.

Linor. Ich glaubte nicht, gnädige Frau, so handeln zu dürfen.

Gräfin. Wen betrachteten Sie denn? Wenn es erlaubt ist, zu fragen.

Linor. Ich bitte Sie um Verzeihung. Das ist ein Geheimnis, das ich meiner Lorgnette anvertrauen durfte.

Gräfin. Ich danke schön! Aber als Sie sie gestern aus Ihren Händen liessen, mussten Sie doch darauf gefasst sein, Ihr Geheimnis preiszugeben, denn die Marquise selbst kann die Abstände ausgemessen haben und nun ganz genau wissen, wohin Sie beständig blickten. Und da sie es weiss, so glaube ich Ihnen nicht zu neugierig vorzukommen, wenn auch ich von ihrer Wissenschaft profitieren möchte.

Linor. Das ist nicht so leicht, gnädige Frau, denn die genaue Lage der Stelle, worauf man die Lorgnette richtet, hängt von der Entfernung des Beschauers ab. Wer also mein Geheimnis erforschen wollte, müsste sich daher nicht nur in meine Loge begeben, sondern müsste auch wissen, ob ich das Glas nach links oder nach rechts richtete. Sie sehen also, dass die Marquise über nichts Gewissheit haben kann und ich infolgedessen immer noch der Herr meines Geheimnisses bin.

Gräfin. Sie täuschen sich vielleicht. Aber thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich diese sonderbare Maschine betrachten. Ich will sie auf ihre Verlässlichkeit hin prüfen. Missfällt es Ihnen?

Linor. Im Gegenteil, gnädige Frau, Ihre Wissbegierde ehrt mich. Da haben Sie die Lorgnette. (Er giebt sie ihr.)

Gräfin. (Hält die Lorgnette entfaltet in ihrer Hand.) Die Entfernung Ihrer Loge von jener der Marquise ist gleich der Länge des Parterres, denn sie liegen sich genau gegenüber. Diese Länge des Parterres beträgt zehn Klaftern, wie alle Welt weiss. Ich schätze die Entfernung von zehn Klaftern gleich der von meinem



Standplatz hier bis zu dem Nipptischchen, das Sie dort sehen. Ich halte das Glas vor. (Sie bringt die Lorgnette vor die Augen.) Anstatt das Nipptischchen zu sehen, sehe ich die Thür meines Boudoirs. (Sie senkt die Lorgnette und misst mit den Augen die Entfernung zwischen dem Nipptischchen und der Thür.) Diese Thür ist vier Klaftern vom Nipptischchen entfernt. Die Breite unserer Logen beträgt einen Klafter. Sie sahen also nach der vierten Loge links oder rechts von der Marquise. Die vierte rechts gehört der alten Gräfin Manfredi, die zu fixieren man schwerlich Lust hat, und die vierte zur Linken ist unbestreitbar die Loge Ihrer sehr ergebenen Dienerin, die durchaus nicht böse ist, Sie zu interessieren, und der Sie ein Freundschaftsgefühl eingeflößt haben, das dem Ihrigen entspricht. Aber zugleich muss sie sich wundern, dass Sie einen so mysteriösen Schleier über die Sache breiten. Gestehen Sie, mein Herr, Ihre Lorgnette ist kein Geheimsekretär, den man nicht durchschauen könnte, und die Marquise hat ihm sicherlich ebenso leicht wie ich seine Intimitäten entlockt. Habe ich richtig geraten? Geben Sie's zu?

Linor. (Wirft sich zu ihren Füßen.) Nein, gnädige Frau, ich kann es nicht bestreiten!

Gräfin. Stehen Sie auf, stehen Sie auf, und sagen Sie mir nichts auf den Knien, denn ich will Sie auf keinen Fall für schuldig halten! Sie bilden sich nur ein, es zu sein, aber Sie geben sich einer Täuschung hin. Ihre Gedanken, glauben Sie mir, werden sich ändern und werden wie die meinigen werden und wie die meines Gatten: sie entspriessen dieser aufrichtigen und zarten Freundschaft, die Sie uns einzuflößen verstanden haben. Nehmen Sie wieder Ihre gewöhnliche feste Haltung an. Ich höre Talvis aus seinem Zimmer kommen. Ich verlasse Sie, um mich anzukleiden. Wir werden uns beim Marschall sehen, falls Sie dort dinieren, und wenn nicht, so hoffe ich Sie in der Gesellschaft zu sehen. Seien Sie verständig und ruhig und lieben Sie uns so, wie wir Sie lieben. Leben Sie wohl, Graf. Was diese Lügnerin betrifft, so werden Sie nicht böse

sein, wenn ich sie konfisziere. Sie werden sie nicht mehr brauchen. Alles, was trägt, ist schlechte Gesellschaft. Hahaha! (Ab.)

Fünfte Szene.

Linor, dann Talvis.

Linor. Entzückendes Weib! Wie sie die Sache nimmt! Unterrichtet und überzeugt von meiner verbrecherischen Leidenschaft, stellt sie sich, als ob sie sie als eine vorübergehende Neigung betrachtet, die sich auf die Dauer zur Freundschaft wandelt! Ich bin sicher, dass diese Metamorphose nicht möglich ist, aber wenn sie darauf rechnet, sehe ich mich gezwungen, Ihr Vertrauen zu verscherzen. Sie ermuntert mich, sie zu lieben! Welche Vorstellung von der Liebe haben eigentlich die Frauen in Italien! Ich Unglücklicher! Mein wahres Glück, ich sehe es wohl, läge in einer Freundschaft von Herz zu Herz, aber kann ich solche Wünsche hegen, wenn mich Flammen verzehren! Darf ich danach streben, was mir ein wahrhaftiges Unheil bedeutete! Unbedingt muss ich fortfahren, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und, ein neuer Salamander, gewöhne ich mich daran, im Feuer zu leben, ohne darin aufzugehen. Für sie brennen und im stillen seufzen, soll meine Losung sein. Die Gesetze der Liebe sind oft hart, aber wer liebte wahrhaft, der sich ihnen nicht unterordnet? Ah, Talvis! Sein Schicksal ist wohl noch grausamer als meines.

Talvis. Du da, mein lieber Freund? Auf der Lauer nach einer Frau, die du offenbar betrügen willst?

Linor. Es sollte mir leid thun, eine solche Absicht zu haben.

Talvis. Aber wenn du sie aufrichtig liebst, so stellst du es wirklich sehr schlecht an, ihre Eroberung zu machen. Eine merkwürdige hohe Schule der Liebe, mit deiner Unbegreiflichkeit! Indessen nicht für mich

unbegreiflich, denn ich verstehe dich und durchschaue dich durch und durch. Du bist wie ein Jäger, der zwei aufs Korn nimmt, um wenigstens eines zu treffen. Armer Jäger! Auf diese Weise kommt man nie zum Ziel. Im übrigen versperrst du mir mit deiner üblen Politik den Weg.

Linor. Glaube mir, mein Freund, wenn ich sicher wäre, mit dem Einstellen meiner Werbungen bei der Gräfin zu deinem Glück beizutragen, so würde ich keinen Fuss mehr in dieses Haus setzen. Aber meine Aufopferung wäre nutzlos, denn du kämst deshalb um keinen Schritt weiter. Du bist stürmisch, und man darf nur glühend sein. Aber da kommt der Graf aus seinem Zimmer.

Sechste Szene.

Graf, Linor, Talvis.

Graf. (Hat ein Billet in der Hand.) Meine Herren, meine Frau ist bei der Toilette, die lange dauern wird, denn sie geht zum Herzog zum Diner. Lieber Linor, wenn ich Ihnen heute im Kasino Revanche geben soll, so sehen Sie mich dazu bereit.

Linor. Gern! Wir wollen gehen.

Graf. (Zu Talvis.) Hier ein Billet von meiner Frau für Sie. (Zu Linor.) Also kommen Sie. (Beide ab.)

Talvis. (Bleibt allein zurück, erbricht das Billet.) Für mich? Sehr schmeichelhaft! (Liest.) »Es thut mir leid, mein Herr, dass Sie auf einen Platz in meinem Wagen gerechnet haben, um zum Diner beim Herzog von Richelieu zu fahren, ohne mich vorher zu fragen, denn da der Kutscher der Frau von Saint-Second krank ist, habe ich ihr gestern abend diesen Platz versprochen . . .« Schauderhaft! (Zerreist das Billet.) Schlechte Ausrede! Wirklich sonderbares Verfahren, denn ihr Wagen ist gross genug und hat einen sehr bequemen Klappsitz. Diese Frau macht mich rasend vor Ungeduld und erregt

mir die Galle. Ich mag nicht mehr! Aber ich muss irgend ein Mittel finden, mich zu rächen. O, ich werde es finden! Ich werde diese italienische Koketterie auf eine Weise bestrafen, dass man es gründlich bereuen soll! Ich will ihr, zum Kuckuck, eine gehörige Lektion erteilen und sie dann nicht mehr ansehen.

Ende des zweiten Aktes.

D r i t t e r A k t .

Erste Szene.

Talvis, nachher Linor.

Talvis. (Kommt aus seinem Zimmer.) Ich habe sie mit ihrem alten Gemahl aus dem Wagen steigen sehen, aber ich weiss ganz zweifellos, dass sie sich ganz allein zum Marschall begeben hat. Das ist empörend, und so ohne jede Maske! Ich kann mich nicht mehr halten — ich thu's . . . Aber da ist ja auch ihr Trabant! (Zu Linor, welcher eintritt.) Ah, sehr schön! Wart ihr vergnügt beim Diner?

Linor. Grossartig! Aber du liessest dich nicht sehen?

Talvis. Ich habe auf meinem Zimmer mit einem Freunde gespeist, der mir die Geschichte von deiner famosen Lorgnette erzählte. Sie macht Aufsehen. Sie bringt dich in Ruf. Sogar die Marquise hat die Naivität besessen, sie überall zu erzählen. Aber glaubst du, dass diese Schelmenstückchen dir grosse Ehre einlegen? Indessen schaden sie wohl gerade nicht, es ist der richtige italienische Geschmack und die Gräfin wird deine Taktik köstlich finden. Deine Leidenschaft ist nun glücklich kein Geheimnis mehr.

Linor. Nur Müssiggänger können sich mit solchen Hirngespinnsten plagen, und die Marquise handelt unrecht, mit solchen Klatschereien zu hausieren und sie, wie ernsthafte Affairen, auf ihre Weise auszulegen. Aber ich

will hoffen, dass man mir gegenüber keine schlechten Scherze machen wird, denn es könnte mich sonst die Laune anwandeln, keinen Spass mehr zu verstehen.

Talvis. Du wirst uns, hoffe ich, nicht abhalten wollen, darüber zu lachen. Ich warte hier auf die Gräfin, um sie gerade heraus zu fragen, aus welchem Grunde sie mich nicht zum Marschall mitnehmen wollte, da ich doch weiss, dass sie ganz allein hingefahren ist.

Linor. Ich kann dir den Grund selber sagen. Sie hatte die Absicht, Frau von Saint-Second mitzunehmen, hat sie aber mit einer heftigen Migräne angetroffen.

Talvis. Das freut mich. Aber mir will doch scheinen, dass sie mich dennoch mitnehmen konnte, denn ihr Wagen hat einen ganz netten Klappsitz.

Linor. Wäre es möglich, dass du dich trotz deinem Geiste darauf versteifen wolltest, jemandem lästig zu fallen? Du willst Gefallen erregen und thust dennoch alles, um zu missfallen.

Talvis. Weil ich offen bin, weil ich wahrhaft liebe, weil ich deine Lektionen nicht brauche! Du wirst mich nicht lehren, dass man Vexiergläser anwenden muss, um zu einer Erklärung zu kommen. Ich bin nicht gewöhnt, Kniffe anzuwenden, um zu erreichen, was ich wünsche. Dein Tric mit der Lorgnette mag wohl der Gräfin gefallen haben, aber er hat der Marquise sehr missfallen und sie wird ihn dir nie verzeihen. Falls du hier bleiben willst, kannst du einer schönen Szene beiwohnen.

Linor. Welcher Szene?

Talvis. Ich will, wie ich dir schon sagte, auf dem Fleck von der Gräfin Aufklärung darüber haben, warum sie mir diesen Affront bereitet hat. Sie muss es mir sagen. Ich will ihr klar machen, wie unnobel, schmähsch, unerträglich ihr Verhalten ist.

Linor. Das deinige ist heftig, grob, ungerecht, denn schliesslich ist jeder der Herr seiner Entschlüsse und besonders eine Frau kann ihre Gunst zeigen, wem sie will und wie es ihr gefällt.

Talvis. Was du da sagst, stimmt vielleicht im allgemeinen zu, aber mein Charakter passt schlecht zum

Harren und Dulden. Fühlst du nicht, dass du mit deinem Apostelton eine komische Rolle spielst?

Linor. Mein Ton ist kein anderer als der eines Freundes und guten Kameraden. Ich möchte dich nur zur Ruhe und Vernunft bringen. Du hast das Vorrecht hier zu wohnen, du speisest alle Tage mit ihr, du könntest dich, will mir scheinen, als Freund des Hauses damit begnügen und eine Neigung bekämpfen, die du viel zu offenkundig zeigst und die die Gräfin nicht erwidern wird, denn man kann ihr in Cremona nicht das Geringste nachsagen. Bedenke auch, dass sie einen Gatten hat und dass sein Ruf . . .

Talvis. Was für ein Ruf? Deine Predigten langweilen mich und du sprichst bloss in die Luft!

Linor. Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst. Es thut mir nur leid, dass du meinen guten Rat verschmähst.

Talvis. Und worin besteht dieser Rat, bitte?

Linor. Darin, dass du aufhören möchtest, den Verführer zu spielen, denn diese Absicht ist eine Insulte. Und selbst wenn du fortfährst: ich sage dir wohlmeinend, dass du niemals zum Ziele gelangen wirst.

Talvis. Das ist es gerade, was ich in die Luft reden nenne. Aber auf deine sehr offene Sprache muss ich doch endlich mit gleicher Offenheit antworten. Den Rat, den du mir gibst, mein Lieber, solltest du für dich selbst verwenden, denn die Absichten, die mich, wie du sagst, nie zum Ziele bringen werden, sind nicht neu. Vernimm also, dass es sich um eine vollendete Thatsache handelt. Was mich aufbringt, ist nur ihr Wankelmuth und dass ich keine Lust habe, Nachfolgern den Platz einzuräumen. Gieb also alle Ansprüche auf. Da hast du die volle Gewissheit.

Linor. Was hör' ich! Du lügst infam! Dessen bin ich sicher. Die Ehre unserer ganzen Nation, der Gräfin und dieses Hauses, das du unwürdig bist zu bewohnen, all das verlangt, dass du stirbst, oder meinem vergifteten Herzen den tödlichen Stoss versetzest. Ungeheuer! Aber ich muss den guten Namen der Gräfin

schonen. Folge mir sofort, Verräter, wir werden uns im geheimen schlagen, wo niemand dazwischen treten kann. Ich will die Unschuld und die Gastfreundschaft rächen, die du geschändet hast. Folge mir! (Er schickt sich zum Fortgehen an.)

Talvis. (Hält ihn zurück.) Bleib' und höre mich. Hier thut Kaltblütigkeit not und ich besitze sie, gottlob, um dir einen Beweis meiner Freundschaft zu geben. Bezähme dich einen Augenblick und wir wollen uns dann schlagen, bis einer auf dem Platze bleibt, wenn du es wünschest. Ich verspreche es dir. Bist du bei gesunder Vernunft, um mich einen Moment zu hören?

Linor. Ja, sprich.

Talvis. Ich weiss, dass ein Mann von Ehre die Ehre eines Weibes schonen muss und dass jede Indiskretion ihn befleckt, aber sage mir, ob es möglich ist, indiskret zu sein, ohne gleichzeitig ein Lügner zu sein?

Linor. Das ist sehr möglich.

Talvis. Ich sage dir also, dass ich kein Lügner bin, obwohl mich mein gerechter Zorn indiskret werden liess, und du kannst mich nicht zwingen, mich mit dir zu schlagen, ausser in dem Fall, dass ich dich nicht von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen kann.

Linor. Wie, Unwürdiger? Du glaubst mich überzeugen zu können, dass du über die Tugend der Gräfin triumphiert hättest?

Talvis. Ja, und mit voller Klarheit, ohne indessen Partei für ihre frühere Tugend zu nehmen, über die ich nicht diskutieren will. Und nachher, ich wiederhole es, wollen wir uns schlagen, wenn du dann noch Lust dazu hast.

Linor. Nimmermehr kannst du mir eine solche Ueberzeugung beibringen!

Talvis. Wollen wir einfach hundert Louis wetten, dass du dich überzeugt erklären wirst?

Linor. Es gilt, hundert Louis. Ich verspreche dir sogar, mich nicht mehr schlagen zu wollen, wenn ich verliere.

Talvis. Sehr wohl, die Wette ist perfekt und ich halte dich beim Wort, dass wir uns nicht mehr schlagen werden.

Linor. Aber wer wird über unsere Wette entscheiden?

Talvis. Die Gräfin selbst, ich verachte ihren Grimm und will ihr nicht raten, die Thatsache zu leugnen.

Linor. (Mit erhobener Stimme.) Wie? Die Gräfin selbst? Das ist der Gipfel der Nichtswürdigkeit, der Abschaum der Verleumdung! (Zieht den Degen. Bei diesem Lärm eilt die Gräfin aus ihrem Zimmer und stellt sich vor Talvis; der Graf, ihr Gatte, erscheint auf der Schwelle seines Zimmers und bleibt dort unbeweglich stehen, ohne dass ihn die beiden Offiziere bemerken. Beim Anblick der Gräfin steckt Linor den Degen ein.)

Zweite Szene. .

Gräfin, Linor, Talvis, der Graf auf der Schwelle seines Zimmers.

Gräfin. (Zu Linor.) Was ist vorgefallen? Was für ein Zornesausbruch, Herr von Linor, konnte Sie vergessen lassen, in welchem Hause Sie sich befinden?

Linor. Ich habe unrecht, gnädige Frau, aber obwohl mich der Schein verurteilt, war das, was Sie sahen, nichts als die Wirkung des Respekts, den ich Ihnen schulde. Ich bitte Sie inständigst um Verzeihung. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich gegen eine unerlässliche Pflicht vergangen habe, und es wird das letzte Mal gewesen sein. Gestatten Sie, gnädige Frau, dass ich mich entferne. (Will gehen.)

Gräfin. (Weicht ein paar Schritte zurück, um ihn am Fortgehen zu verhindern.) Nein, nein, Sie werden nicht gehen, bevor Sie mir versichert haben, dass sich nicht anderswo vollziehen wird, was hier in diesem Augenblick glücklicherweise nicht zur Ausführung kam. Darf ich den Grund Ihres Zwistes erfahren?

Talvis. Jawohl, gnädige Frau, Sie sollen ihn erfahren, weil Sie die Einzige sind, die mit einem einzigen

Wort abwenden kann, dass wir unsere Sache anderswo zum Austrag bringen. Wir haben hundert Louis über etwas gewettet, das Sie allein entscheiden können. Sie sind es, die uns sagen muss, wer von uns beiden Sieger ist, und sobald Sie gesprochen haben, wird der Verlierer zahlen und es wird vom Duell keine Rede mehr sein. Linor hat mir sein Wort darauf gegeben.

Linor. Es ist wahr, gnädige Frau.

Gräfin. Sprechen Sie also, und wenn die Entscheidung nur von mir abhängen kann, werde ich mich sehr glücklich schätzen, Ihre Differenzen beilegen zu dürfen. Ich werde sagen, was ich weiss.

Talvis. Also kurz und gut: ich beklagte mich über Ihre Strenge, als dieser Herr, um meine Klagen zu beschwichtigen, sich bemüssigt fand, mir den Rat zu erteilen, meine Artigkeiten Ihnen gegenüber aufzugeben, indem er mir sagte, dass ich niemals in den Besitz Ihrer äussersten Huld gelangen würde. Gelangweilt durch diese albernsten Ratschläge, habe ich ihm erwidert, sie für sich zu behalten, weil ich schon dahin gelangt wäre. Er hat mich einen Lügner genannt und wollte sterben, bis ich ihn besänftigte und ihm den Wahrheitsbeweis anbot. Er ging auf diesen Vorschlag ein und ich habe nichts weiter gethan, als ihm noch eine Wette von hundert Louis zu proponieren, die er mir zahlen wird, wenn ich die Wahrheit gesprochen habe, und die ich ihm zahlen werde, wenn Sie sagen, dass ich gelogen hätte. Sie sehen, gnädige Frau, nur Sie sind im stande, diesen Handel zu entscheiden und ihn mit einem Wort vollständig beizulegen.

Gräfin. (Starrt in der grössten Aufregung Linor an, mit zitternder Stimme.) Sie haben also hundert Louis gegen diesen Lügner gewettet?

Linor. (Ebenfalls mit stockender Stimme.) Ja, gnädige Frau.

Gräfin. (In sich selbst versunken und die Augen zu Boden schlagend, richtet sie nach kurzer Ueberlegung auf Linor, mit schwacher Stimme.) Sie, Herr von Linor, haben an Herrn von Talvis die hundert Louis zu zahlen,

denn Sie haben verloren. Ich bitte Sie, meine Herren, alle beide sofort mein Haus zu verlassen und nie wieder den Fuss hinein zu setzen. (Beide Rivalen gehen ab, Talvis wie ein Wütender und Linor mit langsamen Schritten, beide Hände vor das Gesicht haltend. Die Gräfin macht eine Wendung, um sich zurückzuziehen, aber beim Anblick ihres Gatten fällt sie ohnmächtig in seine Arme.)

Dritte Szene.

Graf, Gräfin.

Graf. Nanette, Mirabeau, einen Lehnstuhl, frisches Wasser! (Man legt die Gräfin nieder, sie kommt wieder zur Besinnung.) Tröste dich, mein Engel, dass ich alles gehört habe und nichts davon glaube. Niemals hat sich eine Frau mit mehr Klugheit und Geist aus einem widerwärtigen Handel gezogen, in den sie die massloseste Unverschämtheit gezerrt hat. Ich bewundere dich und danke dir. Du weist, ich kenne deine Seele. Talvis ist ein Ungeheuer, das morgen nicht mehr existieren wird, ich gebe dir mein Wort darauf, und Linor ist der ehrenhafteste Mensch. Er durfte nicht wetten, aber der Nichtswürdige hat ihn überrumpelt.

Gräfin. (Hält ein Taschentuch vors Gesicht.) Ich glaubte den Unschuldigen zur Zahlung verurteilen zu müssen, um den Infamen zu verblüffen.

Graf. Du hast wie ein Engel gehandelt. Der Himmel, dein Genie hat es dir eingeflösst, den Verleumder als Sieger zu erklären. Talvis war wie vom Blitz gerührt, als er das Urteil hörte. Er hoffte zur Zahlung verurteilt zu werden und hätte dann Befriedigung seiner Rachegelüste gefunden. Er hätte die Wette bezahlt, sich darüber lustig gemacht und das Abenteuer der ganzen französischen Armee mit Lachen erzählt. Die öffentliche Meinung hätte dich für schuldig erklärt, gerade deshalb, weil du unschuldig thun wolltest, und selbst Linor würde, wenn du ihn zum Sieger erklärtest, nicht

die gute Meinung von dir haben, die er jetzt trotz deinem befremdlichen Geständnis hegt; er würde wie alle Welt glauben, dass du Talvis nur deshalb zur Zahlung verurteilt hättest, um ihn für seine Indiskretion zu strafen. Aber die hundert Louis, die der Halunke gewann, werden ihm teuer zu stehen kommen.

Gräfin. Ich denke mit Sorgen an das Gerede, das sich an diesen Vorfall knüpfen wird.

Graf. Man muss sich ein wenig gedulden, denn die Natur der Sache bringt es mit sich, dass das Urteil einige Stunden lang schwankend sein wird, aber ich versichere dich, morgen soll es nur eine Stimme über dich geben, und man soll klar die Wahrheit erkennen. Du wirst rein bleiben wie der Himmelstau, mein Frauchen. Ich denke, du solltest noch heute abend mit mir in die Gesellschaft beim Marschall gehen. Willst du mir das Vergütigen erweisen?

Gräfin. Ach, lieber Freund, ich bitte, lass mich zu Hause. Ich sehe wohl die Zweckmässigkeit ein, aber fühle mich zu schwach dazu. Bedenke, dass man mir einen tödlichen Streich versetzt hat und dass die Ränkesüchtigen und Boshaften zahlreicher sind als die wohlmeinenden Freunde. Was mir zustiess, ist zu hart, und trotz meiner Unschuld kränkt mich das Abenteuer aufs tiefste. Ein verleumdetes Wesen wie ich, glaube ich, muss wenigstens bis zu dem Augenblick Trauer tragen, wo das Publikum sie als unschuldig erklären wird.

Graf. Du hast vielleicht recht, liebe Freundin, aber es soll mich nicht abhalten, selber hinzugehen.

Gräfin. Durchaus nicht. Ich bitte dich sogar zu gehen, aber auf keinen Fall von der Affaire zu sprechen.

Graf. Ich verspreche es dir und bin überzeugt, dass niemand es wagen wird, zuerst davon anzufangen. Inzwischen verlasse ich dich, um einige Anordnungen zu treffen. Ah sieh da, die Marquise! Das ist ja reizend, dass ich dich nicht allein zu lassen brauche. Schau zu, deine alte Heiterkeit wiederzufinden! (Ab.)

Vierte Szene.

Gräfin, Marquise.

Marquise. Ich komme, liebe Freundin, um dir etwas Hochinteressantes zu berichten. Es handelt sich um eine Unterhaltung, die zwar nur eine Viertelstunde gedauert hat, aber sehr lebhaft war. Meine Freundschaft liess mich zu dir fliegen, um dir alles haarklein zu erzählen.

Gräfin. Ich kenne dein Herz. Bei allen Gelegenheiten hast du dich stets als wahre Freundin erwiesen, deshalb bin ich sicher, dass mich alles ausserordentlich interessieren wird, was du mir zu sagen hast. Um was handelt es sich?

Marquise. Du weisst, dass ich im kleinen Palais war, um die Partie Pikett mit dem Marschall gegen die Bignole zu beendigen, die gegen uns spielt. Wir waren gerade fertig, als Linor mit einem Gesicht eintrat, in dessen interessanten Zügen sich die tiefste Trauer und die schrecklichste Verzweiflung malten. »Was haben Sie, Linor?« fragt ihn der Marschall überrascht. Linor, meine liebe Freundin, erzählte nun in Gegenwart von mehr als zwanzig Offizieren und von uns allen andern in umständlichster Weise die unerhörte Geschichte, die dir vor kaum einer halben Stunde zugestossen sein muss. Weit gefehlt nun, dass man gemeint hätte, er wollte sich nur für die verlorenen hundert Louis rächen oder sich die Zustimmung des Marschalls verschaffen, sich trotz seinem Versprechen doch mit Talvis schlagen zu dürfen. Nichts von alledem, beste Freundin. Man erkannte in seinem Bericht nur die lebhafteste Hochachtung vor deiner Ehre, die die Gemeinheit des Talvis einige Augenblicke bedrohte, und den Schmerz darüber, sich von dem Ungeheuer überrumpeln haben zu lassen, eine unglückselige Wette einzugehen, deren schreckliche Folgen er hätte voraussetzen müssen. Die ganze Gesellschaft wurde von Abscheu erfüllt und der Marschall, meine Liebe, der, wie du weisst, auf seinem Antlitz nie die geringste

Gemütsbewegung erblicken lässt, konnte bei der Erzählung dieser Schandthat nicht unterdrücken, was in seiner Seele vorging. Als Linor geendigt hatte, war er blass wie der Tod, aber einen Augenblick darauf wurde er ganz Feuer, er sprach kein einziges Wort, stand auf, ging in sein Kabinett und rief den Adjutanten, und niemand weiss, was da geschah, aber sicherlich wirst du gerächt werden. Ach, dieses abscheuliche Ungeheuer! Aber Linor! Er ist in Verzweiflung, meine Liebe! Es thut mir zu leid, dass er das Unglück hatte, dich zu kompromittieren, und dass du die traurige Pflicht hast, ihn trotz seiner Bravheit nicht mehr zu empfangen. Ich denke, so muss es sein. Deine Ehre heischt dieses Opfer. Oder täusche ich mich?

Gräfin. Du täuschest dich nicht, liebe Freundin. Es kann nicht anders sein, und ich kann dir sogar noch mehr sagen.

Marquise. Was?

Gräfin. Dass ich niemanden mehr bei mir sehen werde.

Marquise. Keine Fremden mehr, heisst das?

Gräfin. Weder Fremde, noch Heimische, mit Ausnahme meiner Verwandten.

Marquise. Aber du wirst doch noch ausserhalb des Hauses Gesellschaft sehen?

Gräfin. Ohne Zweifel, und ich will hoffen, dass man mich gern aufnehmen und dass diese widrige Affaire mir nicht nachgetragen werden wird. Aber mein Haus soll in Zukunft stets geschlossen bleiben und die Schamlosigkeit soll vor diesem Monument der Ehrenhaftigkeit erröthen.

Marquise. Dieser Talvis war mir immer entsetzlich.

Gräfin. Was ist das für ein Lärm auf dem Hofe?

Marquise. (Nachdem sie zu einem Fenster hinausgesehen hat.) Es scheint, als ob die Diener von Talvis sich mit den deinigen prügeln wollen wegen der Koffer und Kleider, die dort drunter und drüber herumliegen.

Gräfin. Das muss offenbar infolge eines Befehls sein, den mein Mann beim Herausgehen gegeben hat.

Man wirft die ganze Einrichtung des Abscheulichen hinaus. Das ist noch das Wenigste.

Marquise. Lass den Marschall für das Weitere sorgen. Stolz und despotisch, wie sein Charakter ist, wacht er zu eifersüchtig über die Ehre seiner Nation, um nicht ein grosses Exempel zu statuieren. Aber da kommt dein Gatte!

Fünfte Szene.

Graf, Marquise, Gräfin.

Graf. Ich war zum Marschall von Richelieu gegangen, um ihn zu sprechen, aber er hat mir gar keine Zeit dazu gelassen. Er hat mich umarmt und eilte dann fort. Ich sah Linor, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, um meinen Anblick zu vermeiden. Ich versichere Sie, dieser liebenswerte Junge hat mir Mitleid eingeflösst. Der Zustand seines Herzens ist schlimmer als der unserige. Ein Adjutant des Marschalls sagte mir, dass alle Kameraden unterwegs sind, um Talvis zu suchen und ihn gefesselt ins Gefängnis abzuliefern. Wir werden sehen. Aber inzwischen habe ich die Dinge in einer Art und Weise behandelt, dass ich glaube, mir Satisfaktion verschafft zu haben. Was giebt's? (Ein Page bringt der Gräfin ein Billet.)

Gräfin. Vom Herrn Marschall! (Liest laut.) »Wenn die Frau Gräfin den Abend zu Hause verbringen will und Besuch empfängt, wird sich der Marschall von Richelieu die Ehre geben, mit seinen Kameraden bei ihr vorzusprechen.«

Graf. Brilliant! Der Herzog von Richelieu ist, was man einen Mann von Geist nennt. Schreib ihm schnell, dass er dir eine Ehre erweisen wird und dass du nicht ausgehst. (Während die Gräfin schreibt.) So ist es, schöne Marquise, es giebt auf der Welt unvermeidliche Ereignisse, die die Gesellschaft ausser Fassung bringen und trotz der vollendetsten Klugheit eintreffen. Es giebt Geschehnisse, die man beim ersten Anblick

in grösster Heimlichkeit vergraben zu müssen glaubt und die man doch im Gegenteil, bei reiflicher Ueberlegung, viel besser dem vollsten Tageslicht aussetzt.

Gräfin. (Uebergiebt dem Pagen ihre Antwort.) Du weisst, mein lieber Mann, was der Marschall zu soupieren pflegt?

Graf. Ich habe schon daran gedacht, behellige dich mit nichts. Gewinne nur, wenn es möglich ist, deinen alten, guten Humor wieder.

Marquise. Ich muss auf einen Augenblick nach Hause, um einige Anordnungen zu treffen. Aber da fährt die Equipage des Marschalls in den Hof! Ich bleibe hier.

Graf. Er hat offenbar vor dem Thor gewartet, um deine Antwort auf sein Billet zu erfahren.

Sechste Szene.

Graf, Gräfin, Marquise, Marschall.

Marschall. Ich komme der gekränkten Tugend meine Huldigung darzubringen, und in zwei Stunden wird der ganze Adel dieser Stadt hiervon Zeuge sein. Ich komme auch, Frau Gräfin, Ihnen zu der Geistesgegenwart zu gratulieren, die beispiellos in der Geschichte dasteht. Sie haben triumphiert, indem Sie zu Gunsten eines Schurken entschieden, den Sie mit vollem Recht zum Fenster hinauswerfen lassen konnten.

Gräfin. Ich fühle mich äusserst glücklich, Monseigneur, mein Verhalten vom grössten Manne Frankreichs gebilligt zu sehen und zu gleicher Zeit auch den geistvollsten.

Marschall. Giebt es einen unter meinen Freunden, gnädige Frau, den Sie von Ihrer Gesellschaft ausschliessen könnten?

Gräfin. Keinen, Herr Herzog, selbst wenn es mein Feind wäre.

Marschall. Dann wäre es auch der meinige. Sie

gestatten also dem Sohne des Marschalls von Belisle den Eintritt in Ihren Salon? Er wartet im Vorzimmer.

Graf. Ich beeile mich, ihn zu holen.

Siebente Szene.

Linor und die Vorigen.

Marschall. (Während Linor an der Hand des Grafen eintritt.) Er kommt Ihnen zu danken, gnädige Frau, dass Sie ihn hundert Louis für den ersten unbesonnenen Streich zahlen liessen, den er, glaub ich, in seinem Leben beging. Hab' ich nicht recht? Gestehen Sie wohl, dass Sie sie nicht gewonnen haben möchten!

Linor. Ich möchte tausend zahlen, Monseigneur, und nur so verständig gewesen sein, die Wette nicht anzunehmen.

Marquise. (Zu Linor.) Es ist erstaunlich, dass Sie trotz ihrem Geiste nicht die Falle bemerkt haben, die die Gräfin so kompromittieren musste.

Linor. Der Geist, gnädige Frau, handelt nicht mehr, wenn man nicht mehr auf ihn zählt und ihn der Zorn umnachtet. Alles Vertrauen, das ich auf meinen Geist setzte, habe ich verloren, da ich nicht die falschen Folgerungen voraussah, die man an mein Verhalten im Theater knüpfen konnte. Ich wünschte nur, es wäre mir erlaubt, die hochachtbare Dame, die meine Ungeschicklichkeit so in die Irre führte, um Verzeihung zu bitten.

Marquise. Sie brauchen nicht nach Entschuldigung zu suchen, denn sie hat alles vergessen und wird Ihnen stets mit Vergnügen begegnen. Uebrigens ist sie Ihnen zu Dank verpflichtet, denn Sie haben sie gelehrt, in Zukunft die Polemoskope zu fürchten.

Marschall. (Nachdem er beiseite mit einem Adjutanten gesprochen hat.) Sonderbar, dass man nirgends Talvis findet! Aber man wird seiner habhaft werden und ihn degradieren. Es soll eine Genugthuung für sein ganzes Regiment sein. Man muss ein Exempel statuieren und es soll überraschend ausfallen, denn die

französische Höflichkeit soll ihren guten Ruf und ihre Ueberlegenheit über die italienische behalten. Schon wieder ein Billet? (Ein anderer Adjutant überbringt dem Marschall ein Billet.) Ewig Geschäfte! (Liest leise.) Das ist ein bisschen stark. (Nach Beendigung der Lektüre.) Aber nur in Anbetracht der Schnelligkeit erstaunlich, denn ich war darauf gefasst. Hören Sie nur, es ist interessant. Der Schreiber ist der wachhabende Offizier am Mailänder Thor. (Liest.) »Ein Korporal, der mit vier Soldaten zur Ablösung der Schildwachen ausrückte, fand fünfzig Schritte seitwärts von der Hauptstrasse den Chevalier von Talvis tot und erstarrt und hat ihn soeben in meine Wachstube transportieren lassen. Ich liess ihn entkleiden und man hat keine Verletzung an ihm entdeckt. Eine Beraubung liegt offenbar nicht vor, denn man fand Uhren und Börse bei ihm. Nachschrift: Soeben findet man unterhalb der linken Brust einen fast unmerklichen Stich. Ein hier anwesender Wundarzt sagt, es wäre ein Stoss mit einer Ahle, die ihm das Herz durchbohrt hätte.« Ich werde nach dem Mörder fahnden, um ihn rädern zu lassen, aber das wird ihn nicht zum Leben erwecken, den Narren, der sich heute eines Spazierganges, und noch dazu ausserhalb der Stadt, besser enthalten hätte. Es thut mir leid, Frau Gräfin, dass mich der Mord zwingt, das Vergnügen, mit Ihnen zu soupieren, auf einen anderen Tag zu verschieben. Sie werden mir aber die Notwendigkeit nachempfinden. Ich muss die geeigneten Befehle erteilen, um die Missethäter dieses Verbrechens zu entdecken. Sie sehen, der Himmel hat Sie gerächt, aber ich bin sicher, dass Ihr Herz darüber seufzen würde, selbst wenn Sie selbst der Rächer wären.

Ende.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Begründet am 1. Januar 1899.

Die zu Beginn des Jahres 1899 begründete Gesellschaft der Bibliophilen bezweckt den Zusammenschluss aller Bücherfreunde und Bücherliebhaber zur gegenseitigen Förderung ihrer Interessen und zur Herausgabe von einschlägigen Fachwerken und schönen Drucken, die nur den Mitgliedern der Gesellschaft zugänglich sein sollen.

Sie entfaltet damit in Deutschland eine Thätigkeit, der in Frankreich und England schon längst ein fruchtbarer Boden beschieden war und der auch bei uns durch die wieder mächtig belebte Lust an schönen und merkwürdigen Büchern und durch den deutlich gehobenen Geschmack im Buchgewerbe die besten Verheissungen gegeben sind.

Vorstand: Professor Dr. Eduard Heyk in München, erster Vorsitzender; Arthur L. Jellinek in Wien, Geh. Hofrat Prof. Joseph Kürschner in Eisenach; Dr. Carl Schüddekopf in Weimar; Prof. Dr. Georg Witkowski in Leipzig, Fedor von Zobeltitz in Berlin, Beisitzer; Victor Ottmann in Stuttgart, Sekretär.

Das Sekretariat der Gesellschaft befindet sich in Stuttgart, Schlossstrasse 60. Alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Sendungen und Geldanweisungen sind an die persönliche Adresse des Sekretärs, Herrn Victor Ottmann in Stuttgart, Schlossstrasse 60, zu richten.

Auszug aus den Satzungen:

Zur Aufnahme in die Gesellschaft ist jede unbescholtene Persönlichkeit, Herr oder Dame, berechtigt, auch Vereine und Anstalten können beitreten. Die Aufnahme erfolgt für ein ganzes Jahr und gilt für das nächste Jahr erneuert, wenn nicht ein halbes Jahr vorher Kündigung eintritt. Das Geschäftsjahr währt vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Der Jahresbeitrag beträgt acht Mark und ist nach Empfang der Mitgliedskarte ganz oder in Halb- oder Vierteljahrsraten portofrei im voraus an das Sekretariat der Gesellschaft zu entrichten. Die Mitgliedschaft berechtigt zur kostenfreien Empfangnahme aller in dem betr. Vereinsjahr herausgegebenen Veröffentlichungen.

Der Vorstand wird für die Dauer von drei Jahren gewählt.
Organ der Gesellschaft ist die »Zeitschrift für Bücherfreunde« (Abonnementspreis 6 Mark für das Vierteljahr), in deren Beiblatt die Vereinsanzeigen erfolgen. (Das Abonnement steht im Belieben der Mitglieder.)

Die Gesellschaft veranstaltet für ihre Mitglieder, je nach Massgabe der verfügbaren Mittel, die Herausgabe von geschmackvoll ausgestatteten Publikationen aus dem Gebiete der Bibliophilie: Handbücher, Bibliographien, Monographien, Neudrucke u. s. w.

Jedes Mitglied hat das Recht, beim Sekretariat solche Auskünfte einzuholen, die sich auf Bibliophilie und Bibliographie beziehen. Die Antwort wird kostenfrei und nach sorgfältigsten Erwägungen erteilt, jedoch können irgendwie verbindliche Garantien nicht übernommen werden.

Die Gesellschaft schliesst Verträge mit den litterarischen, bibliographischen und künstlerischen Gesellschaften des In- und Auslandes ab und verschafft ihren Mitgliedern die Veröffentlichungen jener Gesellschaften wie auch den Eintritt zu Ausstellungen u. dgl. m. zu ermässigten Preisen.

Gegen Ende jedes Jahres erscheint ein Mitgliederverzeichnis nebst dem Bericht über die Vereinsthätigkeit und ausführlichen Angaben über die Sammelrichtung und bibliothekarischen Wünsche der Mitglieder.

Als erste Veröffentlichung erschien im Jahre 1899:

Eine Facsimile-Reproduktion von **Goethes Handschrift des Lustspiels „Die Mitschuldigen“** in seiner umfangreichsten, endgültigen Fassung. Mit erläuterndem Nachwort von Georg Witkowski. 169 Seiten facsimilierte Handschrift und 19 Druckseiten, Quartformat, in Pappband (Facsimile).

Mit dieser Handschrift verknüpft sich das Andenken an Friederike von Sesenheim, ihr hat Goethe das schöne Manuskript zum Geschenk dargebracht. Nach ihrem Tode gelangte es in den Besitz Salomon Hirzels und kam dann mit dessen unvergleichlicher Goethesammlung an die Universitätsbibliothek in Leipzig.

Unsere Reproduktion, die von der J. J. Weberschen Offizin in Leipzig besorgt wurde, bekundet in sprechender Weise, zu welcher Höhe jetzt das Können des Buchgewerbes in der Wiedergabe älterer Denkmäler gestiegen ist, auch in Bezug auf Papier und Einband schliesst sich die Ausstattung gewissenhaft dem Original an.

Neu eintretende Mitglieder können obiges Werk für 8 Mark nachbezihen.
